



8 JAHRE BETRIEBE IN SELBSTVERWALTUNG

ARBEITERSELBSTHILFE KREBSMÜHLE



Das ist sie, die Krebsmühle, ein massiver Gebäudekomplex mitten in der von Straßen und Autobahnen zerschnittenen Rest-„Landschaft“ zwischen Frankfurt und Oberursel. Bis vor 5 Jahren verlassen, teils schon Ruine, teils auf dem Weg dorthin, von einem einsamen „Hausmeister“ gegen Nutzung geschützt, aufgegeben, zum Abriß bestimmt. Seither Wohn- und Arbeitsstätte der Arbeiterselbsthilfe, unser Zuhause und unsere Basis, geliebt, gehaßt und verflucht, Gegenstand unserer Alpträume und Vehikel unserer Selbstverwirklichung. Die Krebsmühle: seit 5 Jahren Mittelpunkt unserer Überlegungen und Strategien, unserer Wünsche und Hoffnungen, aber auch unserer Selbstüberforderung und unserer Ausflipps.



Es ist wieder sehr lebendig geworden in dem alten Gemäuer, mit allen Widersprüchen, die Leben bedeuten: Schlamm und Kälte und Gerümpel und Baustelle und warmes Kaminfeuer und wieder eine schöne Idee für die Umgestaltung und Beziehungskonflikt und Geld reicht nicht und dies und das und möglichst alles gleichzeitig. Das sind Dinge, die uns in Spannung halten, die uns weiterrücken, alles Sachen, die nicht auf den ersten Blick zu sehen sind und schon garnicht aus der Vogelperspektive. Da nützt das Photo nicht, das könnt ihr Euch vor Ort angucken! Wir können aber versuchen, Euch so anschaulich wie möglich Einiges zu erzählen.



1977 war unser Jahr der Suche. Die Suche nach einem Ort, an dem wir nach unseren Vorstellungen leben und arbeiten, aber auch unsere angesammelten Phantasien endlich in die Wirklichkeit umsetzen könnten. Das ging nicht in den zwar billigen, aber definitiv zum Abriß bestimmten Fabrikhallen der Fabona-Schuhfabrik in Bonames. Nach dem damaligen Mietvertrag hätten wir ohne Verschulden unsererseits innerhalb eines Monats jederzeit auf die Straße gesetzt werden können, eine furchtbar lähmende Situation, die Phantasie und Kreativität schon im Ansatz erstickt. Die innere Angespanntheit und Unzufriedenheit wird so groß, schlägt sich so massiv nieder in den Beziehungen untereinander, daß es uns keineswegs wundert, wenn Gruppen in dieser Situation auseinanderbrechen, kaputt gehen. Ein ganzes Jahr lang haben wir täglich gehofft, endlich was Realisierbares zu finden, monatelang zogen sich Verhandlungen hin über Kaufvertragsabschlüsse und Finanzierungen, dauernd sind wir losgezogen, voll nervöser Unruhe, haben uns die Gebäude angesehen, Pläne gemacht, was wo und wie unterzubringen wäre, die Aufteilung der Zimmer, die Anlage der Gemeinschaftsräume . . . und dann scheitern die Verhandlungen und wir stehen da mit hoffnungsloser Wut im Bauch und stellen fest, daß wir nach Strich und Faden beschissen worden sind und unser ungetrübtes Vertrauen in Fairneß und Absprachen uns 35.000.- Mark gekostet haben. Dieser Schlag hätte uns den Rest gegeben. Es gab nur noch eine Möglichkeit: auf Biegen oder Brechen so schnell wie möglich irgendetwas Anderes finden. Dann sind eine Zeitlang bis zu 6 von uns unterwegs gewesen, in der Stadt und an deren Grenzen. Jedem Tip sind wir nachgegangen und nichts blieb unversucht. Und wieder Hin und Her und wieder am Ende außer Spesen nichts gewesen . . . bis auf das Projekt, bei dem wir schon wegen der Dimension nie wirklich mit der Realisierbarkeit gerechnet hatten, deren Besitzer wir eigentlich nur der Vollständigkeit halber angeschrieben hatten: die Krebsmühle.

Das ist doch Wahnsinn! Nie im Leben würde uns jemand so ein Ding wie die Krebsmühle vermieten. Die haben geantwortet, aber wie können die wissen, was hinter dem Briefkopf steckt: ASH GmbH, das kann alles und nichts heißen, wartet mal ab, bis die uns mitkriegen, stell dir mal vor, die kommen her und gucken sich den Schrottplatz hier an . . . Und die andere Seite: das ist doch viel zu groß für uns. Das schaffen wir nicht. Die Belastungen . . . und was da an Arbeit drin steckt, schon allein die Backmaschinen: wie sollen wir diese riesigen Dinger da rauskriegen? Und die Mühle und der Anbau: da sind schon seit Jahren die Dächer abgedeckt., keine Fenster mehr drin, da ist nichts mehr draus zu machen, das sind Ruinen. . . . Und wieder andersrum: Mensch, wenn wir das Ding hätten, an dieser Stelle und mit so viel Platz, was wir da alles machen könnten: Druckerei und Holzwerkstatt und Volksküche und Cafe und Kino und Veranstaltungen und und und . . .

Dann gingen die Verhandlungen los, wurden Angebote gemacht, konkretisierte sich die Sache von Woche zu Woche, und zunehmend schwanden die Bedenken, wurde der Wille stärker, sich reinzustürzen in dieses Abenteuer, die Herausforderung anzunehmen. Das ging bis zur echten Angst, in letzter Minute könnte durch irgendeinen dummen Zufall noch was dazwischenkommen. Kam aber nicht. Und ehe wir uns versahen, war der Vertrag unterzeichnet, waren wir Eigentümer der Krebsmühle.

Wir waren so voller Mißtrauen gewesen bis zum Schluß, daß wir nur ganz zögernd Besitz ergriffen. Und dann war der Ort objektiv zwar eine Ruine, eine heruntergekommene Brotfabrik, wirkte aber in seiner ruhigen Verlassenheit, von Natur überwachsen, mit seinem hochaufragenden Backsteinturm, den tiefgeduckten Flachbauten, den alten Pappeln und Tannen irgendwie unnahbar, unberührbar. Es war der Beginn einer Liebesgeschichte, einer respektvollen Liebe, denn die alte Dame gibt sich manchmal reichlich spröde, reagiert mit durchgefaulten Balken, tropfenden Dächern, verstopften Abflüssen und ähnlichen „Liebesbeweisen“. Und es gab Zeiten, da haben wir sie sonstwohin gewünscht, Hochwasserzeiten z.B. oder so köstliche Situationen, wenn die für die Nutzungsänderung zuständigen Beamten erklären, der ganze Bau käme für die von uns vorgesehene und schon seit Jahren praktizierte Nutzung eigentlich überhaupt nicht in Frage und gehöre am besten abgerissen. Und uns dann einen seitenlangen Auflagenkatalog bescheren, dessen Realisierung uns mittlerweile zwar nicht mehr unmöglich erscheint, aber schon mehrere Hunderttausend hart erarbeitete Märker verschlungen hat und mit Sicherheit noch mal eine schöne Stange Geld kosten wird.

Erste betriebliche Veränderungen bringen uns Erfolge — und einen schlechten Ruf

Unsere romantische Ergriffenheit hat jedenfalls nicht mehr als zwei Wochen Zeit gehabt. Dann wurde uns schmerzlich bewußt, was es heißt, monatlich 7.000.- Mark Pacht aufzubringen, ganz schnell zu begreifen, daß sich das nur erwirtschaften läßt über umfangreiche und ganz dringend erforderliche weitgehende Umbaumaßnahmen und Umstrukturierung unserer Arbeit. Wir hatten uns — nach unserer ersten Hauskauf-Pleite — von Freunden 100.000.- Mark an Krediten zusammengebettelt. Wir mußten entsetzt mitansehen, wie schnell das Geld ausgegeben war. Wir haben gesehen, wie unglaublich teuer schon die allernotwendigsten Reparaturen und Umbauten werden würden und es war sofort klar, daß es sich nicht lohnt, eine müde Mark in das Ganze zu investieren, wenn wir nicht schon jetzt den Entschluß faßten, das von uns herausgehandelte Mietkaufvorkaufsrecht zu nutzen, die Krebsmühle innerhalb der festgelegten Frist zu kaufen. Ein Jahr Zeit, unseren Betrieb, der bis zur Anmietung der Krebsmühle ca 20.000.- DM monatliche Gesamteinnahmen hatte, auf den ökonomischen Stand zu bringen, zusätzlich nämlich 20.000.- DM monatlich nur für die Mietkaufsumme aufzubringen.

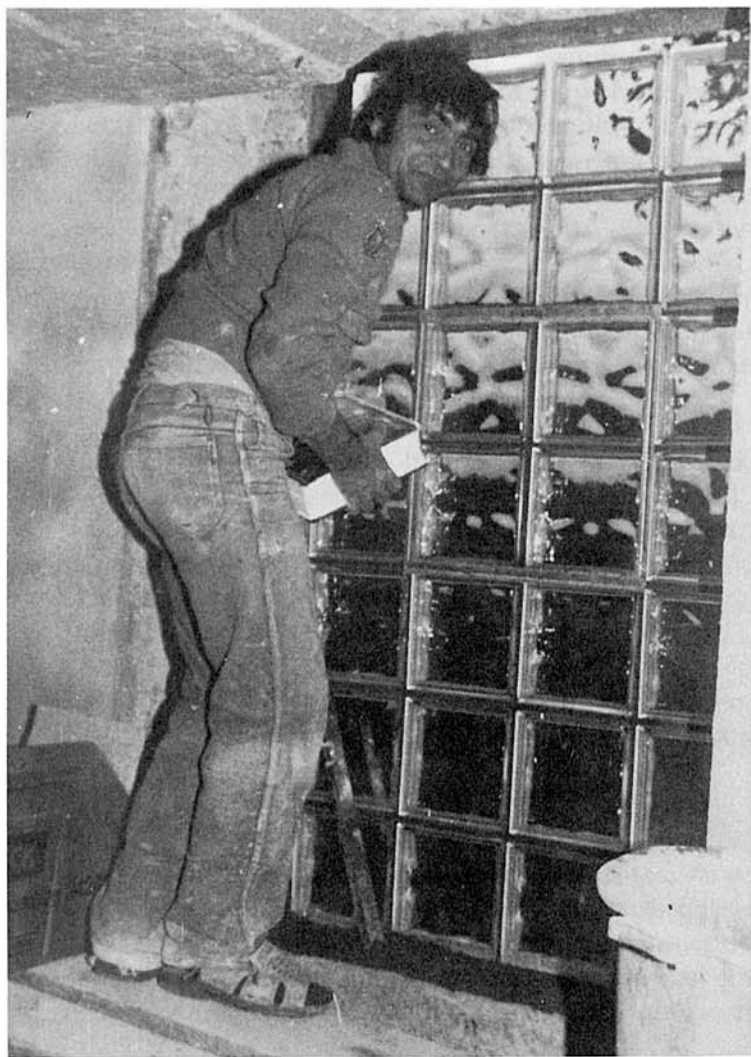
Es gehört nicht viel Phantasie dazu sich vorzustellen, was das für uns bedeutet hat, in welchen Strudel von Sachzwängen und

Notwendigkeiten uns das hineingetrieben hat. Freunde hatten vor dem Kauf gewarnt, schon vor der Anmietung, die Szene hat sich ereignet: jetzt sind die Größenwahnsinnig geworden! Man hatte uns prophezeit, wir würden die Krebsmühle keine drei Monate lang halten können. Niemand aber machte sich die Mühe, uns zu erklären, wie wir sonst den drohenden inneren Zerfall der Gruppe hätten aufhalten sollen; und auch unsere Rechenexempel machten keinen Stich: die 20.000.- Mietkaufsumme bedeutet umgerechnet auf die Nutzfläche und den qm Nutzfläche einen Preis von monatlich 6.- DM, und der läßt sich mit fortschreitendem Ausbau, d.h. mit zunehmender Nutzung vorhandenen Raums relativ sogar noch senken. So gesehen also keineswegs zu teuer, nur leider für unsere damaligen Möglichkeiten zu groß. Am Anfang hatten wir gehofft, andere Gruppen kämen dazu, wir könnten das Gelände dann gemeinsam in Betrieb nehmen und bewirtschaften. Aber das war zu teuer oder zu viel Arbeit oder schlicht „zu weit draußen“. Gerade das letzte Argument haben wir nie verstanden. Wir könnten in der Öde der Stadtlandschaft keine Phantasie entfalten, sind gerade froh drum, ein Stückchen weit draußen zu sein aus der Hektik, und brauchen andererseits gerade eine Viertel Stunde, um unsere Kinder quer durch die ganze Stadt bis ans andere Ende, nach Sachsenhausen in die Freie Schule zu fahren.

Aus der ökonomischen Krise half uns die Umstellung unserer Arbeit auf Restaurierung und den Verkauf von Antiquitäten und Bauernmöbeln. Dazu war nämlich die Krebsmühle mit ihrer Lage an einer der Hauptdurchgangsstraßen zum Sonntagsnachmittagsausflugsziel Taunus ausgezeichnet geeignet. Unser bisheriges Gewerbe, das Entrümpeln und der Verkauf von Gebrauchtmöbeln aber hatte, wie sich bei einer schlichten Rechenoperation herausstellte, noch nicht mal 5 Mark pro Stunde eingebracht. Das war in Wirklichkeit keine Entscheidung, sondern schlicht rettender Einfall in letzter Minute, jene Umstellung auf den „Antiquitätenhandel“. Aber „Antiquitäten“ in der Zahl, wie man sie für den notwendigen Umfang der Handelsergebnisse braucht, kann man nicht entrümpeln, die muß man kaufen. Und der Kaufpreis hat notwendigerweise in der Kalkulation des Verkaufspreises eine gewichtige Position. Und so geschieht's, daß in der oben schon erwähnten Szene ein zweites Urteil gefällt wird: fortan sind wir nicht nur Größenwahnsinnig, sondern zusätzlich Kleinkapitalisten und Geldscheffler.

Sind wir das?

Es gab Zeiten kurz vorm finanziellen Untergang, und das im Kontext jahrelanger ökonomischer Unsicherheit, immer mit der Angst im Unterbewußtsein: das ist nicht zu schaffen, das Ding ist einfach zu groß für uns. Schon der Umgang mit solch hohen Summen hat uns anfangs in Angst und Schrecken versetzt. Und dann war monatelang das Geld Problem Nummer 1. Kein Plenum, wo nicht stundenlang über Geld oder fehlende Werkzeuge debattiert worden wäre. Das waren Zeiten, in denen wir selbst unsicher geworden sind: schon fast kleinkrämerisch gehts laufend ums Geld und meine oder deine Werkzeuge und meine oder deine Arbeitsleistung und meine oder deine Verantwortung fürs Projekt — das Sein bestimmt angeblich das Bewußtsein: sind wir jetzt tatsächlich Kleinkrämer geworden?



An solchen Punkten möchte man alles hinschmeißen.

Aber es hängt schon zuviel drin, als das man das jetzt halbfertig einfach aufgeben könnte. Wir haben uns ein Ziel gesteckt und bevor wir nicht dort angekommen sind, bleiben alle Fragen unbeantwortet; wenn wir schlüssige Aussagen machen wollen, müssen wir das Spiel zuende spielen.

Und nüchtern betrachtet: was haben sich unsere „Krämerseelen“ denn angeeignet? Nach 8 Jahren Aufbauarbeit in der ASH hat jeder von uns sein eigenes Zimmer, genügend Kleidung, gut zu essen und zu trinken und noch genügend Geld für mal Kino oder mal Essengehn. Der Anteil des Einzelnen für notwendige Gemeinschaftsarbeiten wie Kochen, Putzen, Tischdecken, Abwasch, Einkaufen usw. läßt sich bei der großen Zahl von Gruppen- und Betriebsmitgliedern auf ein Minimum reduzieren, zumal diese Arbeiten wo immer möglich innerhalb der gemeinsamen Arbeitszeit aller ausgeführt werden. Von daher dürfte unsere Arbeitszeit etwa der „draußen“ entsprechen. Insgesamt wirds wohl billiger bei uns: Bedürfnisse sind unterschiedlich, uns reichen für 20 Leute sechs Autos, für alle hat's zwei Fernseher, wir nennen einen LKW unser eigen und kennen also keine Transportprobleme. Stattdessen haben wir eine Menge Freunde, die uns mit guten Tips oder Gebrauchtem versorgen und uns auch sonstwie tatkräftig helfen. Unsere Einkünfte sind erheblich besser geworden, und doch sind unsere Firmenkonten chronisch leer und private Ersparnisse gibt's nicht, weil wir kein Privatgeld in dieser Form haben wollen.

Unser Ruf wird besser — und wir lernen Herrn Stachanow kennen

Das alles aber ist die Situation heute, und zwischen der Situation damals, in der das ungeliebte Geld Thema Nummer 1 war und der heutigen liegt ein weiter Weg, liegen gut drei Jahre härtester Arbeit. Viele Gruppenmitglieder haben diese Zeit nicht durchgehalten, wir sind wie die Verrückten den Mieten und explodierenden Kosten hinterhergerannt, die Szene hatte Grund für ein weiteres Urteil: jetzt waren wir zu allem anderen die „Gschaftlhuber“, die ASH ein „Stachanow-Betrieb“. Wir haben die Arbeit tatsächlich nicht gescheut und sind von jeher mit dem Anspruch aufgetreten, gerade die notwendige Arbeit so zu organisieren, daß sie unseren Bedürfnissen entspricht. Sie muß in die Qualität zurückgeführt werden, die sie früher mal gehabt hat: als notwendig akzeptiert und durchgeführt, gleichzeitig aber ständiger Gegenstand der eigenen Überlegungen und Experimente und damit Quelle für Selbstverwirklichung und Selbstbewußtsein.

Nur: in der Praxis kommt es uns nach wie vor manchmal recht hart an, und damals war es besonders schlimm, und dann können solche zynischen Kommentare böse wehtun. Mittlerweile hat sich das glücklicherweise gelegt. „Größenwahnsinnig“ waren wir zusehens weniger, je deutlicher wurde, daß wir es tatsächlich schaffen würden. „Geldscheffler“ wollten wir ja auf keinen Fall sein und jede Möglichkeit zu einer solchen Entwicklung am liebsten ausschließen. So wurde ein Verein gegründet, der sich unter dem Namen „Hilfe zur Selbsthilfe“ um die sowieso gemeinnützige Landschaftsgestaltung kümmert und darüberhinaus die eigentliche Aufgabe hat sicherzustellen, daß die Krebismühle in Zukunft nur noch in Selbstverwaltung betrieben wird, egal welche Betriebe dort auch immer wirtschaften und welche Personen das immer sind, die dort wirtschaften. Wir haben einen neuen Mietkaufvertrag gemacht, in dem der Verein zum Besitzer der Krebismühle wird. Wir haben uns damit der einzigen echten Wertschöpfung, die der Betrieb leisten kann, beraubt: der „Vermögensbildung“ durch den Kauf und die Wertsteigerungen durch Bodenpreiserhöhungen und unsere Ausbauleistungen. Wir haben uns selbst enteignet. Geld interessiert uns nicht. Rente interessiert uns nicht. Sicherheit in diesem Sinne interessiert uns nicht. Unsere Sicherheit liegt in uns selbst, in dem Vertrauen zueinander, in unserer Fähigkeit, die Gruppe lebendig und flexibel zu halten, attraktiv auch für kommende Generationen. Unser Anspruch, hier alt werden zu können, wird hart genug erarbeitet, unsere Sicherheit später nicht in's Altersheim abgeschoben zu werden ist eine lebendige Sicherheit, sind die Menschen um mich, die ich kenne, bei denen ich mich geborgen fühle – was ist dagegen ein Sparbuch mit ein paar zwiefelhaften Zahlen?

Der Begriff vom „Stachanow-Betrieb“ fand seine positive Kehrseite. Die ASH wurde bekannt für strikte Einhaltung von Zusagen, verbindlichen Umgang mit Terminen, zuverlässige Arbeit. Das half uns sehr; wir wurden immer häufiger für die Versorgung bei Großveranstaltungen herangezogen und konnten die Einnahmen aus diesen Gemeinschaftsaktionen auch verdammt gut brauchen, um die immer wieder auftretenden Konjunkturlöcher im Betriebshaushalt zu stopfen.

Den Bericht über den weiteren Aufbau halten wir so knapp wie möglich. Er setzt sich aus drei Faktoren zusammen: dem Aufbau der Gruppe selbst, dem Aufbau des Betriebes und schließlich der immer weitergehenden Inbetriebnahme der Krebsmühle. Wichtig ist, daß diese drei Komponenten nicht als eine und dieselbe Arbeit begriffen werden, sondern als drei verschiedene Aufgabenstellungen, die nur in Teilen miteinander zu tun haben: der Betrieb ist umfassender als die Gruppe, und die Krebsmühle bietet bei weitem mehr Möglichkeiten als der Betrieb je wird nutzen können.



Zunächst die Gruppe. Unser wichtigster Anspruch ist die Gleichberechtigung aller; es gibt keinen Chef, es gibt keine Abstimmungen; alle wesentlichen Entscheidungen werden im wöchentlichen Plenum der Gruppe getroffen, die Anwesenheit aller ist Pflicht. Der zweite formulierte Anspruch: die Gruppe ist prinzipiell offen für jeden, will sich erweitern, muß sich sogar erweitern, weil wir praktisch nachweisen wollen, daß Selbstverwaltung auch im Großbetrieb mit mehreren hundert Beschäftigten möglich ist. Zwischen Anspruch und Wirklichkeit liegen manchmal Welten: niemand ist als Selbstverwalter geboren, im Gegenteil produziert die in dieser Gesellschaft angewandte Erziehung in der Regel autoritätshörige, angepaßte Menschen, denen gründlich ausgetrieben worden ist, selbständig Entscheidungen treffen zu können oder auch nur zu wollen. Egozentrisches Verhalten, Neid und Intoleranz machen das Zusammenleben in vielen Fällen schlicht unmöglich. In einer Gruppe wie der unseren mit Altersunterschieden von 20 Jahren und mehr, wenn wir unsere Kinder später zur Gruppe dazuzählen, gibt es naturgemäß ein ungeheures Gefälle zwischen den einzelnen Ansprüchen, Bedürfnissen, aber auch den Fähigkeiten und Möglichkeiten. Einander in dieser Unterschiedlichkeit zu respektieren und zu akzeptieren ist eine große Toleranzleistung und gelingt nur über die Fähigkeit, den ganzen Mitmenschen zu sehen, sich nicht festzuklammern an seinen Schwächen.

Wir haben uns nicht leicht getan mit der Einsicht, daß unsere tägliche Arbeit uns schon derart überfordert, daß wir auf keinen Fall in der Lage sind, zusätzlich Sozialarbeit zu leisten. Noch viel schwieriger war, nach dieser Erkenntnis auch konsequent zu handeln, tatsächlich jemandem zu sagen, daß er/sie unserer Meinung nach nicht in die Gruppe passe. Wir haben uns auch schwer getan mit der einzigen möglichen Lösung: der Erweiterung des Betriebs, ohne damit automatisch auch die Gruppe personell zu erweitern. Denn das heißt in irgendeiner Form: Löhne zahlen, und davor haben wir eingedenk unserer eigenen Geschichte sehr lange einen Horror gehabt. Erst nach der Einführung fester Arbeitsbereiche und damit fester Bezugs- und Verantwortungsgruppen und nach längerer Mitarbeit von Freunden, die wir sehr gerne bei uns haben wollten, die aber von sich aus kein Interesse hatten, für diese Arbeit den ganzen bisherigen Bezugsrahmen inklusive der eigenen Wohnung aufzugeben, haben wir uns mit Entscheidungen in diese Richtung leichter getan.

Die Regelung heute: Erweiterung der Gruppe ist nach wie vor möglich und gewollt. Die Aufnahmekriterien sind auch dieselben geblieben: Sympathie und der Eindruck, die betreffende Person werde es von sich aus schaffen, die eigene Integration in die Gruppe voranzutreiben. Allerdings wissen wir heute, daß ein solcher Integrationsprozeß bei uns mindestens ein Jahr dauert und daß ein allzu forsches Erweitern den Integrationsprozeß aller möglicherweise gefährdet. Ein Beispiel: wenn beim Plenum allzu viele Leute erstmal nur rumsitzen können und zuhören oder Fragen stellen und beantwortet kriegen, entsteht ein merkwürdiges Gefühl, das blockiert und verhindert auf längere Sicht tiefergreifende Diskussionen, in denen zwangsläufig jeder unsicher ist. Also: personelle Erweiterung der Gruppe ja, aber vorsichtig.



Beim Betrieb ist die zwischenmenschliche Ebene auch sehr wichtig, aber nicht so entscheidend wichtig wie in der Gruppe. Deshalb können wir den Betrieb relativ schneller personell erweitern. Zur Zeit arbeiten 10 Betriebsmitglieder in der Krebshmühle, die nicht gleichzeitig dort wohnen. Die Entlohnung erfolgt nach dem Bedürfnisprinzip: die Gruppe lebt nach wie vor aus der gemeinsamen Kasse, d.h. kennt kein privates Geld, ist aber trotzdem der Meinung, daß eigentlich alle Bedürfnisse ausreichend befriedigt werden. Ein „draußen“ wohnendes Betriebsmitglied hat möglicherweise andere Kosten und andere Bedürfnisse. Auch hier soll aber hinterher der Eindruck übrigbleiben, daß die eigenen Bedürfnisse umfassend abgedeckt werden können. Also bestimmen solche Betriebsmitglieder ihren Lohn selbst entsprechend ihren Bedürfnissen. Da allen die Gesamtlage des Betriebs bekannt ist – dafür sorgt ein zusätzlich eingerichtetes Betriebsplenum – greift da keiner in die Vollen, wir haben noch nie feilschen müssen. Und es ist auch noch nie passiert, daß jemand versucht hätte, die eigene Arbeitsleistung dem Lohn anzupassen, obwohl der in ein und demselben Arbeitsbereich sehr unterschiedlich sein kann und jeder darüber informiert ist: Lohn„verhandlungen“ sind öffentlich.

Aus der Mücke wird ein Elefant – den wir erstmal zähmen müssen

Zur Entwicklung des Betriebs: am Anfang waren die Möbel und nur die Möbel, und über deren Restaurierung (eine Qualifikation, die wir uns erstmal aneignen mußten) und deren Verkauf mußten die laufenden Kosten des Betriebs getragen werden, die Unterhaltskosten der Gruppe, Ausbaumaßnahmen in der Krebshmühle und der Aufbau zusätzlicher Arbeitsbereiche. Denn es war uns klar, daß der Möbelbereich mit seinen starken konjunkturellen Schwankungen und seiner unsicheren Zukunftsperspektive als einziger tragender Bereich eine sehr instabile Basis für unsere Ökonomie und damit unsere Planungen darstellt.

Unsere umfangreiche Öffentlichkeitsarbeit (jede Menge Flugblätter, die Zeitschrift „Wir wollen's anders“ (WWA), später die Zeitschrift „Basis“, das erste Buch über uns usw.) hatte schon immer einen Haufen Geld für Druckkosten verschlungen. Es lag also nahe, mit dem Aufbau einer kleinen eigenen Druckerei zumindest diese Kosten zu sparen. Aus dieser Kleinstdruckerei hat sich bis heute ein beachtlicher Betrieb entwickelt. Nach dem ersten harten halben Jahr als Auftragsdruckerei (das Prinzip „learning by doing“ heißt immer auch Lernen an den Fehlern, und Fehler beim Drucken können nur durch Neudruck oder Verzicht auf die Druckkosten ausgeglichen werden; vor allem kommts drauf an, Termine auf jeden Fall zu halten, und das heißt im Zweifelsfall Nachschichten) hat sich die Druckerei schon „selbst getragen“, d.h. ihren Anteil zum Gesamtbetrieb



bringen können, einen Anteil der Ausbaukosten der Krebismühle übernehmen können und zusätzlich notwendige Maschinen-Neuanschaffungen aus eigenem Etat finanzieren können.

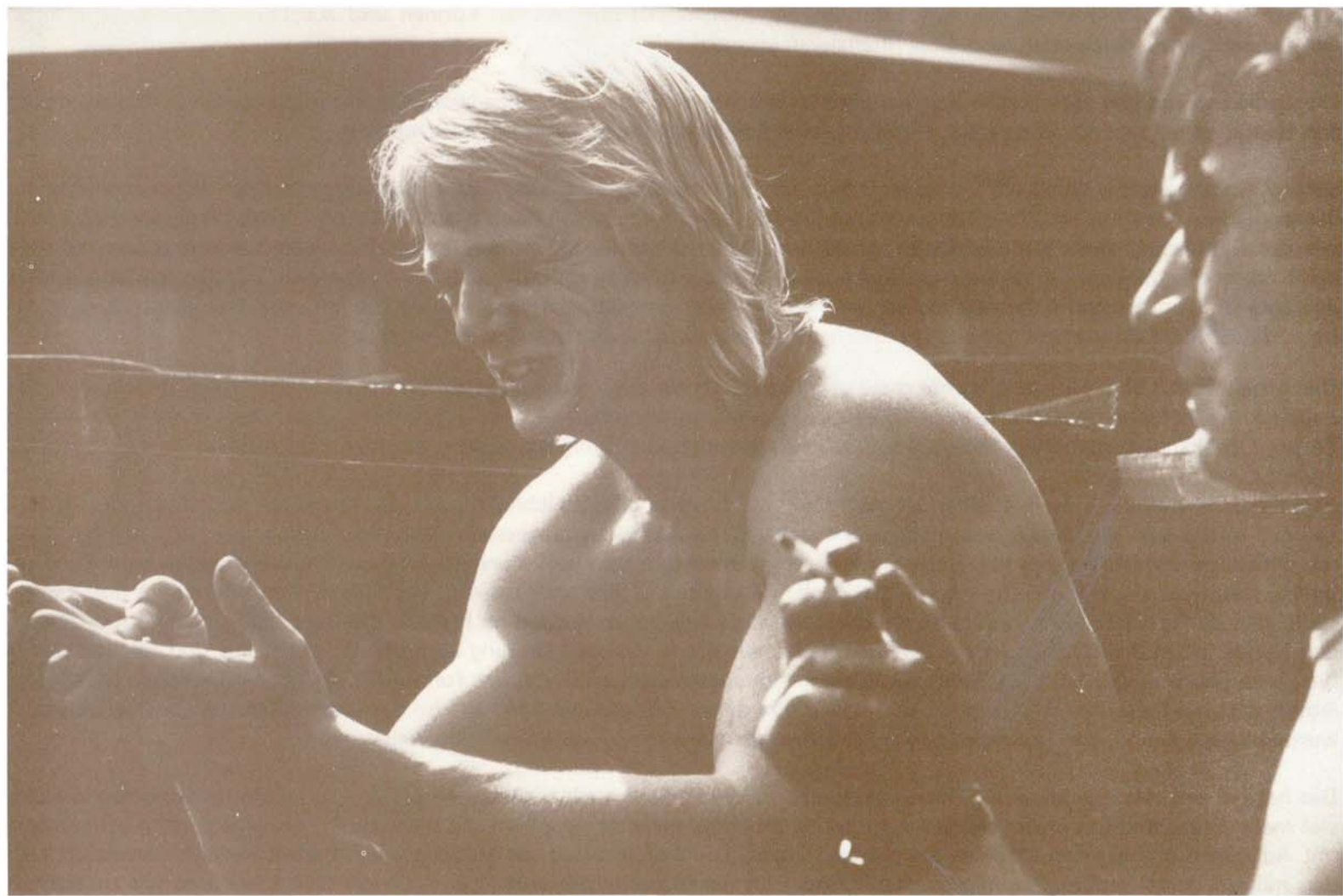
Die Druckerei hat über die ganzen Schwierigkeiten bei ihrem Aufbau eine liebgewonnene Tradition des Gesamtbetriebs über den Haufen geworfen: das Prinzip der Rotation, jeder soll alles können, jeder soll alles machen.

Sobald weitergehende Qualifikation erforderlich ist, ist eine Spezialisierung, die Entwicklung stabiler Arbeitsbereiche, in denen die Personen nur sehr langfristig wechseln, notwendig. Auch gegen diese Einsicht haben wir uns lange gewehrt, zumal mit der Einführung dieser Arbeitsteilung zunächst auch die Gesamtübersicht über den Betrieb und die zusätzlichen Belange der Krebismühle tendenziell verloren gegangen ist. Andererseits ist dort, wo wirkliches Fachwissen erforderlich ist (und das ist heute in allen unseren Arbeitsbereichen der Fall), niemandem mehr mit der Rotation gedient: man ist einfach nicht in der Lage, die Arbeit zufriedenstellend auszuführen, rumzupfuschen aber bringt keine Befriedigung.

Die Arbeit in der Holzwerkstatt wurde qualitativ besser, als wir auch da einen festen Arbeitsbereich draus machten, auch das Arbeitsklima hat sich danach erheblich verbessert. Schnell entwickelten sich spezielle Befähigungen, die Arbeit an furnierten Teilen, Oberflächenbehandlung, Polituren. Parallel entstanden über billig erworbene Maschinen die Ansätze einer Schreinerei.

Fast ein Jahr lang blieb der Möbelhandel beschränkt auf Bauern- oder Weichholzmöbel. Furnierte oder Edelhholzmöbel tauchten nur selten auf. Wir haben uns nicht selbst nach Einkaufsquellen umgesehen, sondern wurden von Händlern beliefert, die entweder unmittelbar bei den Bauern die Sachen aufkauften oder uns Verwertbares aus Entrümpelungen zum Kauf anboten. Dann kamen wir im Zug unserer politischen Aktivitäten, also eher zufällig, auch nach Wien und haben dort festgestellt, daß da furnierte Möbel in überreichlichem Ausmaß angeboten werden zu Preisen, die trotz Zoll und Transportkosten den Handel noch realistisch machen. Zweimal haben wir das in kleinem Umfang ausprobiert, es lief gut und folglich wurde die ganze Sache ausgeweitet: in Wien wurde ein Lager angemietet, zwei von uns fuhren für ein bis zwei Wochen nach Wien, lebten dort bei befreundeten Gruppen und kauften in dieser Zeit genügend Möbel, um das Lager vollzustellen. Der Transport wurde kostensparend, also in möglichst großer Dimension, über die billigste Spedition abgewickelt.

Das hat bei uns wieder einiges ins Rollen gebracht: plötzlich hatten wir riesige Lagerbestände an nicht restaurierten Möbeln, viel mehr Leute mußten in der Möbelrestaurierung arbeiten, gleichzeitig waren die Werkstätten bis zum Bersten vollgestopft mit Aufträgen und eigenen Möbeln: ein einziges Chaos. Die Aufstockung des Möbellagers hatte mit Krediten finanziert werden müssen, jetzt mußte schleunigst mehr Personal für die Möbelrestaurierung bei und eigentlich brauchten wir zusätzliche



Lager- und Werkstattträume: die Krebsmühle war in ihrem für den Betrieb nutzbaren Teil zum ersten Mal zu klein geworden.

Wir hätten an diesem Punkt konsequenter nachdenken können und müssen. Tatsächlich ist der weitere Ablauf, obschon in sich folgerichtig, innerhalb der Gruppe stark kritisiert worden. Es gab — was insgesamt ungeheuer selten ist — Kampfdiskussionen mit Gebrüll und Ausflipps, ein selten schwieriger Prozeß der Willensbildung. In solchen Fällen — das lehrt die Erfahrung im nachhinein — ist immer etwas faul an der Entscheidung, wir müssen lernen, da in Zukunft sofort vorsichtig zu werden.

Im geschilderten Fall wäre es vielleicht richtiger gewesen, die Expansion noch mal konsequent zu durchdenken, noch mal zu überlegen, ob nicht weniger in diesem Fall mehr gewesen wäre. Das ist aber nicht geschehen. Wir haben ein zusätzliches Lager angemietet und zusätzliche Werkstattträume 10 km von der Krebsmühle entfernt, in Bad Homburg-Kirdorf, 1000 qm für 5.000 Mark Miete. Dort haben mit unserem Meister 10 Leute gearbeitet.

In der Krebsmühle gab es danach viel Platz. Die Schreinerei wurde zu einem richtigen Betrieb ausgebaut mit (zum ersten und sicherlich letzten Mal in der ASH-Geschichte) teilweise **neuen** Maschinen und insgesamt 5 Leuten, 4 davon ausgebildete Schreiner. Und die Laugerei bezog ihre jetzigen Räume. Dieser Bereich, kaum investitionsträchtig bis dahin, hatte sich heimlich, still und leise über einzelne Anfragen von Privatkunden, später Antiquitätenhändlern und Malergeschäften zu einem eigenständigen Arbeitsbereich entwickelt, und diese Entwicklung hat sich seither fast geradlinig fortgesetzt bis heute. Heute ist dieser Arbeitsbereich neben Druckerei und Verkauf das dritte ökonomische Standbein des Gesamtbetriebs.

Der Sommer gießt Wasser auf die Mühle — und der Betrieb steht still

Das war alles schon ganz schön aufgebaut und funktionierte trotz vieler Anfangsschwierigkeiten und dieser Bericht würde jetzt mit Sicherheit ganz anders weitergehen, wäre da nicht die sogenannte Naturkatastrophe im Juni 81.

Was war das?

Eines unschönen Junimorgens, nach einer Nacht mit starkem Unwetter, wurden wir mit dem Schreckensschrei „Hochwasser“



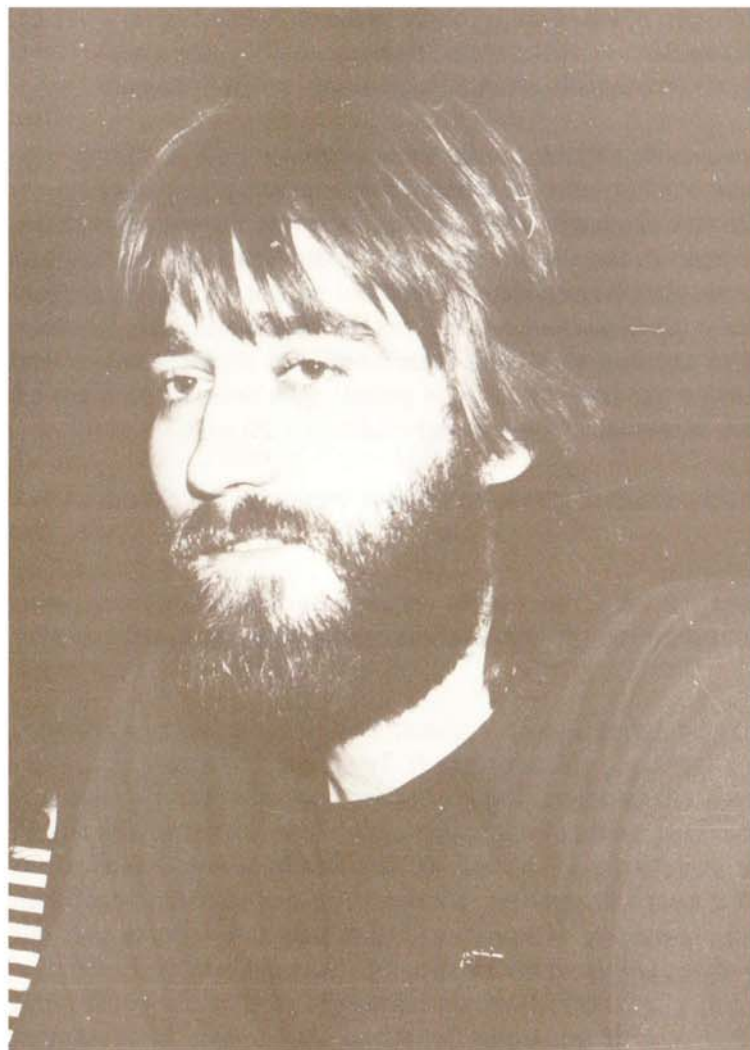
aus den Betten gerissen. Hochwasser am Urselbach — das war doch unmöglich. Schon in normalen mitteleuropäisch-wasserträchtigen Zeiten ist das ein Bächlein und im Sommer verdient es diesen Namen nicht mehr, da bleibt nicht mehr als ein Rinnsal, das sich vom Taunus in die Nidda quält. Und dieses Rinnsal soll ein ernstzunehmendes Hochwasser auslösen können?

Ein Blick aus dem Fenster, mehr noch der ahnungsvolle Gang runter in den Keller, in die Verkaufsräume bewies schlagartig: es kann. Sämtliche Räume standen schon mehr als knöcheltief unter Wasser, und das Wasser stieg und stieg. Uns blieb nichts anderes: in aller Schnelle wurden die Möbel ins nächsthöhere Stockwerk geschafft, alle Mann ran und rein ins eiskalte Wasser, und als wir damit fertig waren, stand das Wasser schon einen Meter hoch in sämtlichen Räumen. In der Druckerei waren noch noch Versuche gelaufen, mit Ausschöpfen und Pumpen dem eindringenden Wasser Herr zu werden: da war nichts zu machen. Und dann saßen wir und konnten nichts tun außer Kaffee trinken und die Lage beobachten und das war so verrückt, wo doch gleichzeitig der Betrieb praktisch zerstört wurde. In der Druckerei standen sämtliche Maschinen mit ihren Motoren und Kompressoren, die Kameras, einfach alles fast komplett unter Wasser, in der Schreinerei (wie gesagt: ganz neue Maschinen) als tiefstgelegenen Punkt im Gelände noch schlimmer: hier erreichte der Wasserstand die stolze Höhe von 1.20 m.

Wir aber saßen da und konnten nichts tun und konnten daran verrückt werden oder konnten das lassen: an der Situation war nichts mehr zu ändern.

Wir haben dann dagesessen und Kaffee getrunken und Witze gemacht wie lange nicht mehr vorher zusammen. Die Feuerwehrleute müssen uns wirklich für verrückt gehalten haben. Freunde, die uns helfen wollten, standen völlig verdattert, aber haben's dann auch kapiert: es war tatsächlich nichts mehr zu machen.

Hinterher dann, nachdem das Wasser abgeflossen war, da kam das heulende Elend: unglaubliche Schäden an den Möbeln, Druckerei für mindestens einen Monat zu, Schreinerei zerstört, in der Laugerei massenhaft Teile von Auftragsmöbeln verschwunden . . . oh Gott! Und dann kam der Streß. Eigentlich waren wir geliefert. In der sowieso angespannten Finanzsituation des Betriebes mußte diese Zerstörung das Ende bedeuten. Aber das durfte einfach nicht sein! Also wiederum die Ärmel hochgekrempelt und ran an die Buletten — aber wie! Wenn jemals was richtiges dran war an dem Stachanow-Vorwurf, dann in dieser Situation: Arbeiten — diskutieren können wir später. Wir waren überrascht, wieviel Hilfe uns spontan angeboten wurde, praktische Hilfe beim Aufräumen und Wiederaufbau, beim Zerlegen, Reparieren und Wiederaussetzen der Maschinen, mit der Übernahme von Druckaufträgen und Geldspenden. Die Hochwassersituation war die einzige in der Geschichte der ASH, in der wir Spenden angenommen haben. Das waren gut 20.000 Mark und ohne die gäbe es uns heute nicht mehr. Auch die Besitzerfirma der Krebismühle „Geschi-Brot“ in Berlin, griff uns unter die Arme. Auf unsere Bitte wurden



drei Monatsraten a 20.000 Mark gestundet – zum üblichen Zinssatz, versteht sich. Dies und die volle Ausschöpfung unserer Rückstandsmöglichkeiten bei den Mietkaufratenzahlungen (das sind nochmal 2 Raten) hat uns Luft verschafft. Dringend benötigte Luft: denn gleichzeitig mußte die Krebsmühle ans Kanalnetz angeschlossen werden, wenn wir sie weiter nutzen wollten, was Baukosten in Höhe von 20.000 Mark verursacht hat. Mit diesem Kanalbau ist aber immerhin auch die Hochwassergefahr beseitigt, denn die sogenannte „Naturkatastrophe“ (Originalton Stadt Oberursel) bestand im wesentlichen darin, daß der Urselbach in den letzten Jahren durch Baumaßnahmen zunehmend kanalisiert und begradigt worden ist. Das führt dazu, daß der Ablauf des Wassers wesentlich schneller wird. Gleichzeitig kommt durch großflächige Oberflächenbebauung ein Großteil mehr Regenwasser unmittelbar in den Urselbach. Und schon reicht die Dimension der Verrohrung (unter Brücken z.B.) nicht mehr aus, das ganze Wasser zu fassen. Es entsteht ein Rückstau, das Wasser sammelt sich in unserem Fall auf der großen Wiese hinter der Krebsmühle, dem tiefsten Punkt des Geländes, steigt an, konnte dann in den 1m-Durchmesser-Regenschacht eindringen, der quer durch den Innenhof zum Urselbach führt, wird am Ausfluß ebenfalls gestaut, und nun kann das Wasser durch die Gullis nach oben in den Innenhof gedrückt werden: die Krebsmühle steht unter Wasser. Das ist fortan nicht mehr möglich, weil im Zug des Kanalbaus der große Regenschacht zugemauert wurde. Die Arbeiten zogen sich bis zum Winter hin, was uns die Gelegenheit gab, das „Naturkatastrophen“-schauspiel ein zweites Mal zu verfolgen, im Ablauf detailgetreu wie beim ersten Mal, 20 cm weniger Wasserstand, aber 80 cm sind auch noch ganz nett – allerdings lief das Ganze diesmal tagsüber: wir konnten früh genug reagieren. Die Möbel waren früh genug rausgeschafft, in der Druckerei das Papier gesichert, Pumpen wurden installiert, und diesmal haben wir es geschafft, den Wasserstand im Gebäude unter 30 cm zu halten: die Motoren der Druckmaschinen blieben unbeschadet. Anders draußen, in der Laugerei und – wie schrecklich – in der Schreinerei. Die neuen Maschinen waren gerade eben wieder fit gemacht worden, jetzt standen sie schon wieder einen Meter unter Wasser. Das war ein Schlag zuviel. Die Schreiner sind „ausgestiegen“, die Maschinen haben wir nach Instandsetzung sehr billig verkauft. Die Schreinerei war mit hohen Investitionskosten aufgebaut worden und nie richtig gelaufen; jetzt mußten wir sie dicht machen, ohne daß auch nur ansatzweise ein Ertrag die Kosten ausgeglichen hätte. Im wahrsten Sinne des Wortes ein Schlag ins Wasser.

Unser Lebensgefühl war ziemlich weit unten. Das wirkte sich sehr negativ auf die Beziehungen in der Gruppe aus. Und auch die relativ schwach entwickelten zwischenmenschlichen Beziehungen zwischen und zu den Betriebsmitgliedern zeigten jetzt, wie wichtig sie eigentlich sind. Das Arbeits- und Lebensklima war verheerend. Laufende Anmachen. Streit bis knapp vor Tätlichkeiten. Vollversammlungen, in denen die Stimmung schon von vorneherein so mies war, daß niemand was sagen mochte. Es mußte was passieren. Der äußere Druck war zu stark; der war nur aufzufangen, wenn alle gleichmäßig ein Stück der Verantwortung übernahmen. Es gab zu viele, die ihr recht beschauliches Leben in dieser Situation weiterführen wollten. So konnte das nicht weitergehen, das war selbstzerstörerisch. Das böse Wort von der Notwendigkeit des Gesundshrumpfens machte die



Runde.

Glücklicherweise fiel uns was Besseres ein.

Trennung tut weh und 2 Teile sind noch kein Ganzes

Die Möbelwerkstatt war schon seit einem halben Jahr nach Kirdorf ausgelagert. Dorthin waren wegen der besseren Überschaubarkeit und damit der größeren Integrationschance auch erstmal alle neuen Gruppenmitglieder gegangen. In der Situation der sich zuspitzenden Konflikte haben wir uns überlegt, daß die freiwillige Übernahme von Verantwortung, wie sie in der Gruppe schon damals weit fortgeschritten war, ja auch mit den langjährigen Erfahrungen zu tun hat, mit dem Verständnis, daß wir in all den zurückliegenden Prozessen für solche Notwendigkeiten erworben haben. Für jemand ganz Neuen kann das, was wir für selbstverständlich halten, ein starker Zwang sein, und da er die Hintergründe nicht versteht, meint er, der Druck, den eine Person weitergibt sei der Druck, den diese Person selbst ausübt und entwickelt Aggressionen gegen die Person, statt – wenn überhaupt – gegen die Situation. Richtiger als die eigenen Erfahrungen den anderen jetzt auf Biegen oder Brechen beizubringen erschien uns jetzt, die alle ihre eigenen Erfahrungen machen zu lassen. Einmal in die Situation gestellt, selbst für sich sorgen zu müssen, würden sie selbst sehen, wo der Druck herkommt; man würde sich hinterher mit einem ganz anderen Verständnis begegnen können. Vom Gesamtbetrieb her war es durchaus möglich, eine solche Abkoppelung eines Betriebsteils durchzuführen.

Das haben wir dann auch gemacht. Aus der Situation heraus, ohne Anwälte und Notare, bis heute ohne einen einzigen schriftlichen Vertrag: Die Holzwerkstatt in Kirdorf übernahm die gesamten Händlerkontakte, das Lager in Wien, das Möbellager in Höchst, das gesamte Maschinenpotential zur Holzbearbeitung, größere Teile der aufgelösten Schreinerei und den gesamten Möbelbestand inclusive der schon fertig restaurierten, in der Krebsmühle zum Verkauf angebotenen Möbel. Der reale Wert des Ganzen dürfte bei ca. 120.000 Mark gelegen haben – vom ideellen Wert des komplett aufgebauten und gut durchorganisierten Betriebes nicht gesprochen. Aber von dem sind wir bei der Aufteilung und der Wertbestimmung nicht ausgegangen. Sondern vom Gegenteil: den Schulden des Gesamtbetriebs. Die Gesamtschulden zum Zeitpunkt der Teilung sind 240.000 Mark. Der Gesamtbetrieb zählt zur gleichen Zeit 30 Menschen. Die Dauer der Zugehörigkeit zur ASH spielt dabei keine Rolle. Auf den Einzelnen entfallen also anteilig 8.000 Mark an Schulden. In Kirdorf bleiben 10 Leute, die Gesamtsumme der Schuldenübernahme



ist also 80.000 Mark; diese Summe ist an die Krebsmühle zu zahlen, weil die Krebsmühle die Gesamtschulden abbezahlen muß (alle Verträge laufen auf die ASH-GmbH). Der Schuldenabtrag erfolgt zinsfrei in monatlichen Raten von 3.000 Mark. Beim Möbelverkauf wird zukünftig eine festgelegte Handelsspanne einbehalten; die wird auf 30 % festgelegt. Ansonsten muß sich der neue Betrieb nur verpflichten, verantwortlich mit der Tatsache umzugehen, daß die ASH und die Krebsmühle nach wie vor schwergewichtig auch vom Möbelhandel leben müssen, im Klartext: es müssen immer genügend qualitativ gute Möbel geliefert werden.

Tja, das ist zwar alles nicht so hundertprozentig gelaufen, wie es hätte laufen sollen, es gab eine Reihe von kleineren Konflikten über die Qualität der Möbel und deren Preise und vor allem war mit der Teilung noch lange nicht der Grundkonflikt gelöst, der ja zu dieser Teilung geführt hatte, nämlich das Spannungsverhältnis zwischen Autorität und Unterlegenheitsgefühl bei allen Beteiligten. Das kann sich nur im Laufe der Zeit und auf der Grundlage selbstständig gemachter und verarbeiteter Erfahrungen verändern, und da warten wir eigentlich immer noch. Aber im Prinzip – verglichen mit den teilweise widerwärtigen Szenen bei Streitereien anderer Gruppen um Besitz, wo man sich keineswegs scheut, alles vor den sonst verpönten Anwalt und die bürgerlichen Gerichte zu zerren – im Vergleich damit glauben wir schon fast modellhaft bewiesen zu haben, daß und wie es auch anders geht. Und wie auch immer die Entwicklung läuft – der neue Betrieb ist nicht nur dem Anspruch nach autonom und die dort getroffenen Entscheidungen sind von uns am allerwenigsten zu beeinflussen –: wir haben sowas wie Zellteilung vollzogen, haben einigermaßen bewußt einen neuen selbstverwalteten Betrieb auf die Beine gestellt, Arbeitsplätze für mehr als 10 Menschen geschaffen.

Die Rollen werden neu verteilt

— es geht voran . . .

Im Frühjahr des letzten Jahres haben wir den Arbeitsbereichen ihre Protokolle in der Gesamtkonomie neu zugewiesen. Der Verkauf ist zuständig für die Mietkaufraten und den größten Teil des persönlichen Bedarfs der Gruppenmitglieder. Die Druckerei ist zuständig für die monatlich anfallenden, relativ stabilen Kosten (Strom, Wasser, Öl, Versicherungen etc.) und die anfallenden Rechnungen, das sind zusammen ca. 18.000 Mark. Das Cafe sorgt als einzige Aufgabe für die Kosten der Ernährung und der Kinder. Und die Laugerei finanziert mit ihren Einnahmen die Kosten des weiteren Ausbaus der Arbeitsbereiche und vor allem der Krebsmühle.

Mit dieser Rollenzuweisung ist der Betrieb ökonomisch recht durchschaubar geworden (das geht nämlich auch ohne Computer!), für jedes Mitglied sind die aktuellen Daten jederzeit abrufbar. Auch auf das ganze Jahr bezogen können wir jetzt sehr leicht die ökonomische Situation nachvollziehen. Mit Schwierigkeiten zwar, aber immerhin doch ganz gut sind die Bereiche mit ihren Aufgaben fertig geworden; ein Engpaß in der Druckerei, der mit der allgemeinen Flaute in diesem Bereich im letzten Jahr zu tun hatte, konnte durch Großverpflegungen und den Einkünften daraus ausgeglichen werden. Die Gesamtsumme der Schulden ist in diesem Jahr um 20.000 Mark gesunken, gleichzeitig wurden ca. 200.000 Mark in Ausbaumaßnahmen investiert.

Der neue Betrieb Janus hat sich in der letzten Hälfte des vergangenen Jahres aus dem Möbelrestaurierungsgeschäft weitgehend zurückgezogen; dort macht man jetzt verstärkt Innenausbau. Für unseren Verkauf hieß das, sich nach anderen Lieferanten umzusehen. Auch da sind Engpässe entstanden und überwunden worden. Seit neuestem fahren wir zusätzlich auch wieder selbst nach Wien zum Einkaufen, im kleineren Rahmen diesmal: wir haben was gelernt. Und seit Dezember gibt es in der Krebismühle wieder eine Holzwerkstatt, in der eigene Möbel und Aufträge von Kunden bearbeitet werden. Der Bereich ist noch neu und mittendrin im Aufbau, wird aber mit Sicherheit eine tragende Rolle als zusätzliches ökonomisches Standbein übernehmen.

Die Aussichten für dieses Jahr haben sich bei allen Bereichen erheblich verbessert. Der Betrieb steht solide und wird mit der Krise fertig werden.

Unser Verhältnis zur Krebismühle als Gesamtkomplex ist von jeher widersprüchlich. Einerseits hat sie schon allein durch ihre massive Unübersehbarkeit den Aufbau der Gruppe und des Betriebes sehr erleichtert; der betrieblich notwendige Werbeaufwand z.B. ist vergleichsweise lächerlich, die Krebismühle ist schnell zum Begriff geworden, ist attraktiv als Ziel, „wirbt“ aus sich selbst heraus.

Andererseits verursacht sie immens hohe Kosten, die mit dem ursprünglichen Ziel der Existenzsicherung der Gruppe und dem Aufbau eines funktionierenden, die Existenz seiner Belegschaft sichernden selbstverwalteten Betriebes nichts zu tun haben und die diese trotzdem tragen muß. Ökonomisch gesehen ist die Krebismühle noch immer ein Klotz an unserem Bein, es gab Zeiten, in denen bei uns nur vom „Moloch Krebismühle“ die Rede war, in denen wir uns nichts sehnlicher gewünscht hätten, daß wir uns nie auf diesen Wahnsinn eingelassen hätten.



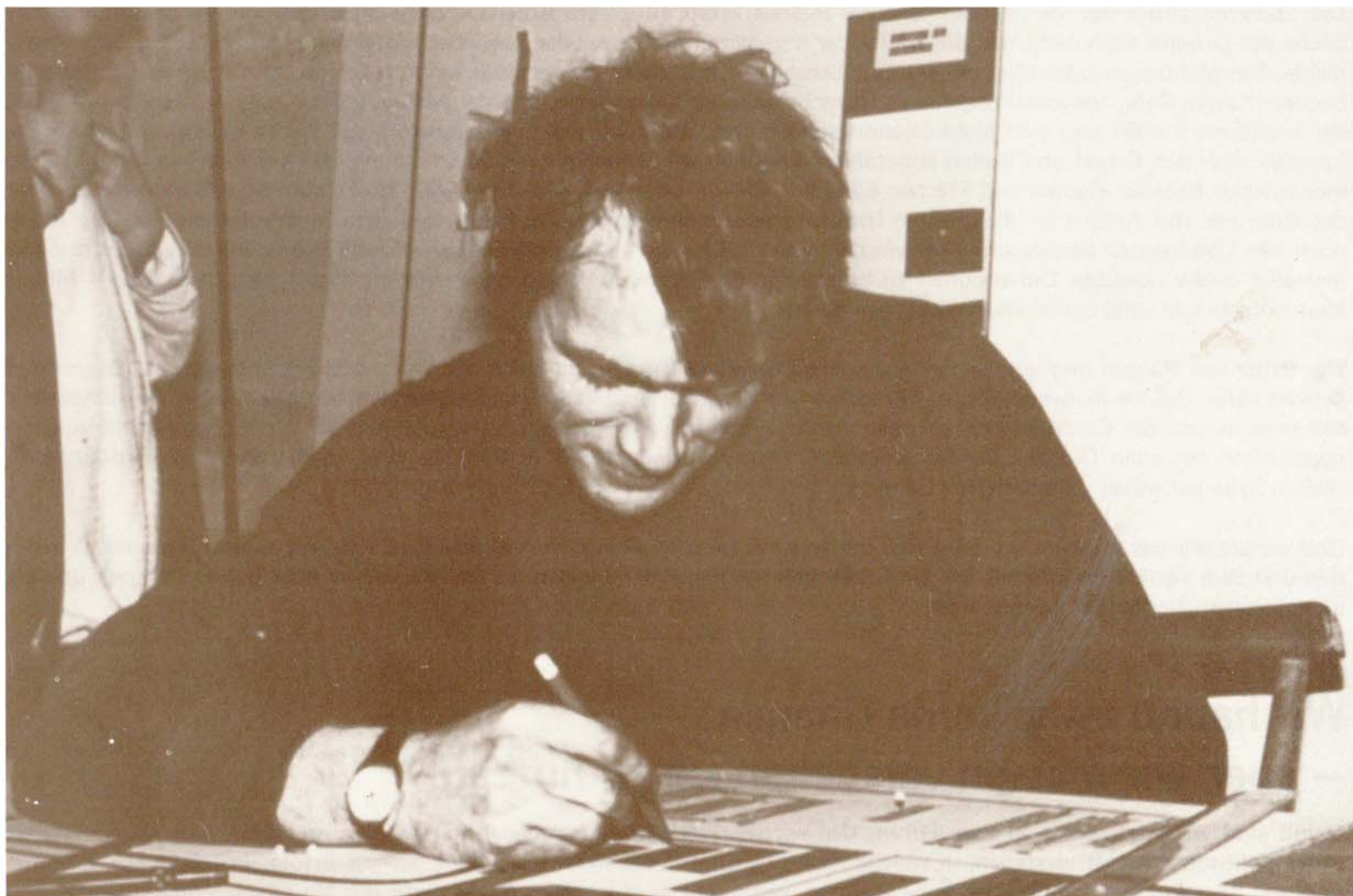
Die Laugerei, Druckerei, der Verkauf und die Holzwerkstatt als unsere Arbeitsbereiche benötigen mit der gesamten Wohnfläche der Gruppe noch nicht mal die Hälfte der insgesamt nutzbaren oder zumindest potentiell nutzbaren Fläche der Krebsmühle. Das Mühlengebäude selbst mit seinen 5 Stockwerken ist nicht ökonomisch genutzt. Der gesamte 1. Stock des Hauptgebäudes (Küche, Cafe, Veranstaltungsraum) ist nicht ökonomisch genutzt. Und der weitaus größte Teil der Freifläche (15.000 der insgesamt 25.000 qm) sind nicht ökonomisch genutzt. Wenn wir mal zugrundelegen, daß wir in unserem Mietkaufpreis hauptsächlich den Grund und Boden abbezahlen, kommen wir schnell zu der Einschätzung, daß wir mehr als die Hälfte der monatlichen Rate für Räume und Flächen bezahlen, die wir ökonomisch nicht nutzen. Hinzu kommt, daß gerade diese Teile des Geländes von Anfang an die größten Investitionssummen verschlungen haben und auch in den nächsten beiden Jahren noch den Löwenanteil dessen schlucken werden, was wir für Aus- und Aufbauleistungen aufbringen können. Um das mal zahlenmäßig in die richtigen Dimensionen zu bringen: in den letzten 4 Jahren haben wir für diesen Bereich so etwa 1 Million Mark aufgebracht, und das ist eher niedrig geschätzt.

Was ist da los? Warum machen wir das — ausgerechnet diese Gruppe, die doch oft genug bewiesen hat, daß sie ökonomisch denken kann, daß sie Notwendigkeiten akzeptiert und durchaus pragmatisch und konsequent vorgehen kann? So konsequent, daß mancherorts der Eindruck entsteht, hier werde kleinkrämerisch oder auch (je nach Sicht der Dinge) großhändlerisch-monopolistisch vor allen Dingen „Geld gescheffelt“. In der Tat: da steckt es drin, das viele, in über 200.000 selbstausbeuterischen Arbeitsstunden „gescheffelte“ Geld.

Und warum wir das machen — diese Frage hat was mit unseren Wunschvorstellungen zu tun, mit unseren Träumen, Phantasien und dem konkreten Erlebnis der Umsetzbarkeit solcher Vorstellungen. Es ist eine unmittelbar politische Frage und nur im politischen Kontext zu beantworten.

Wir haben zwar keine Chance — aber wir müssen versuchen sie zu nutzen

Damit sind wir jetzt genau an dem Punkt, den wir am allerliebsten vermieden hätten: Euch schlüssig zu erklären, was wir unter politischer Arbeit verstehen, in welche Richtung unser Denken da marschiert, welche Erfolgsaussichten wir vermuten und und und. Eine verdammt schwierige Aufgabe, wenn wir sie ernstnehmen und nicht mit ein paar hochtrabenden Schlag-



worten vor allem die eigenen Unsicherheiten kaschieren wollen.

Also gleich zu Anfang in aller Deutlichkeit: nichts ist klar und eindeutig in unseren politischen Vorstellungen, wir haben keinerlei Rezepte, allenfalls Ahnungen, ein Gespür für Möglichkeiten, den Druck der Einsicht in die dringende Notwendigkeit von Veränderungen. Wir befinden uns damit in schönster Eintracht mit allen, die noch weitermachen, die noch radikale Fragen stellen und noch wirklich Antworten suchen, die ihren Kopf noch nicht abgegeben haben an der Garderobe einer der alten oder der vielen neuen Heilslehren.

Wir können uns gut in Zeiten zurückversetzen, in denen die Arbeit noch Spaß gemacht haben muß, wenn sie auch mehr Zeit gebraucht hat als heute, wenn sie auch teilweise echte Maloche war. Sie war in ihrer Notwendigkeit unmittelbar durchschaut: ich stelle diesen Stuhl her für den Nachbarn, der mir dafür ein Stück von seinem Schwein gibt, das wiederum ich zum Leben brauche. Mir gefällt die Arbeit, es gibt keine Fußballbundesliga, die mein Denken beschäftigt, also beschäftigt sich mein Denken mit der Arbeit mit dem konkreten Stuhl vor mir. Mir fällt auf, daß zwei Veränderungen den Stuhl schöner und stabiler machen würden. Allerdings würde auch mehr Zeit gebraucht. Also spreche ich mit dem Nachbarn, erkläre ihm die Sachlage, werde die Veränderungen einbauen und ein größeres Stück vom Schwein erhalten. Abends sitze ich und esse mein Stück vom Schwein, denk über den schönen Stuhl nach und das Dach, das tropft und die Kinder, die wohl wieder neue Schuhe brauchen. Vielleicht kommt der Nachbar dazu, wir reden über dies und jenes. Über den Stuhl natürlich und darüber, wann wir mit den anderen das Dach reparieren können, über den letzten harten Winter, der fast die gesamte Obsternte der Gemeinde vernichtet hätte und über die wirtschaftlichen Sorgen der Nachbargemeinde, der wir auf jeden Fall werden helfen müssen. Der Tag war anstrengend, aber ich gehe zufrieden ins Bett, in dem Bewußtsein, ein Stück weitergekommen zu sein, „gut was weggeschafft“ zu haben. Nach und nach werden wir das Leben immer reicher ausgestalten, unseren Bedürfnissen entsprechend, die wir hier zusammen leben.

Das ist naiv? — Schon möglich, und tatsächlich hat sich die Sache ja auch anders weiterentwickelt: überall gibts die Cleveren, die irgendwo ein Stückchen Neuland sichten, einen kleinen Wissensvorsprung ergattert haben und gleich ein Privileg für sich dabei rausholen wollen. Lohnarbeit entsteht, die Möglichkeit, über die **Arbeit anderer** reich zu werden, Macht zu kriegen. Der Rest ist Selbstlauf: beherrschend wird die Frage ständiger Rationalisierung unter dem Titel: wie kann ich den maximalen Ertrag aus dieser Arbeit der anderen herausholen?

Und von da an jagt eine technologische Revolution die nächste, Elend, Hunger, Bankrotte und Zerstörungen im Gefolge, und das geht immer schneller und wird immer verheerender in seinen Auswirkungen. Wer kann das heute noch stoppen? Wer will's



überhaupt stoppen?

Die Ergebnisse dieser Entwicklung liegen heute klar vor uns. Unter der Logik des Profits, der unbeschränkten Möglichkeit zur Ansammlung von Reichtum und Macht hat sich ein Monster entwickelt. Eine Mega-Maschine. Ein gewaltiges und vermutlich demnächst unangreifbares Instrumentarium zur Zementierung dieser angesammelten Macht, der totalen Herrschaft des Menschen über den Menschen, einiger weniger über fast alle.

Solche Monster sind überall entstanden, mal kleiner, mal größer je nach der Größe des Landes, das sie fressen und überhaupt nicht beeindruckt von ideologischen „Gegensätzen“ etwa zwischen Ost und West. Es steht zu befürchten, daß sie sich über kurz oder lang gegenseitig auffressen, unser Pech, denn wir hängen mit drin. Wir sind sozusagen „eingebunden“, funktionieren als Rädchen des großen Getriebes. Und es wird alles getan, uns noch stärker einzubinden, auch die letzte freie Hand noch in Funktion zu bringen. Lange haben wir gedacht, es ginge um die paar Körnchen Sand, die sie versucht hat reinzustreuen ins große Räderwerk; mittlerweile glauben wir, daß es schlicht ums Prinzip geht, um die Gesamtlogik: der Prozeß der Entwicklung gilt erst als abgeschlossen, wenn auch deine privateste Lebensäußerung noch in irgendeiner Weise verwertet werden kann, wenn jeder Funke deiner Energien wirksam werden muß für das „große Ganze“. Das ist dann die totale Ausbeutung.

Was das für jeden Einzelnen von uns an Rest-„Lebensqualität“ bedeutet, wagen wir uns nicht auszumalen. Die Entwicklungen der letzten 10, 20 Jahre machen schaudern: das planmäßige und zielgerichtete Zerschlagen der gewachsenen Lebenszusammenhänge in allen Lebensbereichen: Schule, Arbeitsplatz, Wohnort; die Amerikanisierung unserer Städte: die Betonierung der Landschaft; das Gift im Essen; die Zerstörung der Familie. Machen wir uns nichts vor: am Ende ist jeder von uns auf Stapelmaß gebracht, viereckig. Die einen karrierebewußte Erfolgstypen, konkurrenz, leistungsstark, konsumverwöhnt und hohl, isoliert, beziehungsunfähig – aber flexibel, fleißig, rundum gut verwertbar. Und die anderen Versager, konkurrenz als Lese-, Schreib- oder sonstige Maschine eingesetzt, immer in Hetze nach einem Stück vom Kuchen, immer erfolglos, gehetzt, gestreßt, krank, Sozialfall – und in all diesen Stationen bestens verwertbar.

Wir glauben nicht, daß noch viel Zeit bleibt, diese Entwicklung aufzuhalten. Wer sind wir, daß wir uns das anmaßen können? Wir halten sogar für möglich, daß es längst zu spät ist, überhaupt noch was aufzuhalten. Zu viel Macht hat sich da schon konzentrieren können. Die Systeme sind schon entwickelt, ganze Stadtteile per Computer zu überwachen, jeden Schritt jedes Einzelnen zu speichern. Der Machtapparat von Polizei, Armee, Grenzschutz ist aufgebläht bis zum Platzen. Die Manöverpläne für den Einsatz im Innern liegen längst vor.



Aber wir haben auch nicht ernsthaft daran geglaubt, aus dem Nichts, mit null Kapital und null Erfahrung einen Betrieb aufbauen zu können, der tatsächlich selbstverwaltet funktioniert und im Jahr mehr als eine Million Mark umsetzt. Wir haben nicht dran geglaubt, die Krebsmühle zu kriegen und nicht ernsthaft daran, sie tatsächlich halten zu können. In all diesen Fällen haben wir es dennoch versucht, weil uns keine Wahl blieb, und siehe da: es hat geklappt.

Und auch in unserem Verhältnis zur gesellschaftlichen Entwicklung sehen wir keine Wahl.

Wir sind keine Maschinenstürmer. Auch wir sind fasziniert von der Technik und den Möglichkeiten, die sie bieten könnte. Das Problem liegt nicht in der Technologie an sich, sondern in ihrer Anwendung, darin, wer über diese Anwendung verfügt. Das ist eine Frage der Herrschaftsstrukturen.

Über das Zustandekommen von Macht und Herrschaft haben wir schon geschrieben: es gilt also, ein Gesellschaftssystem zu entwickeln, in dem die Aneignung von Herrschaftsmitteln und damit Herrschaft an sich ausgeschlossen ist.

Ein Ansatzpunkt sind sicher die Produktionsmittel: wenn jeder über seine Produktionsmittel selbst verfügt, kann er sich schlimmstenfalls selbst ausbeuten und das könnte ihm unbenommen bleiben. Allerdings ist das unwahrscheinlich: der Entwicklungsstand der Technik garantiert einen Lebensstandard ein gutes Stück über dem Existenzminimum, und zwar für alle. Und den wahren Wert der Konsumgüter (die ja angeblich den Lebensstandard erst ausmachen) erkennt man unmittelbar, wenn man sie durch Veränderung der Existenzbedingungen nicht mehr täglich reinziehen muß, zur Betäubung.

Die Bedingungen der Existenz sind mit der Verfügung über die Produktionsmittel noch lange nicht grundlegend verändert, die Arbeit ist nicht alles. Das kommunikative Leben muß wiederhergestellt werden, die Infrastruktur der Kommunen nach menschlichen Bedürfnissen, weit weg von Profitinteressen, rekonstruiert werden. Wir müssen weg von den Schlafstädten und Einkaufszentren, den Industriegebieten und Krankenfabriken und Lernfabriken und Sterbeanstalten . . . alles das gehört zum Leben, gehört dorthin, wo wir leben und muß entsprechend unseren Lebensbedürfnissen dimensioniert sein.

Wer sagt, daß etwa eine Autofabrik 30.000 Beschäftigte zusammenklumpen muß, um „rentabel“ arbeiten zu können? Wer will behaupten, daß die Produktivität nicht auch bei Zerlegung des Monsters in 20 Einzelbetriebe erhalten werden könnte? Hat's schon mal jemand versuchen können? — Und wieso ist die „Rentabilität“ oder auch die Produktivität überhaupt das bestimmende Kriterium dieser Entscheidung? Und werden wir überhaupt noch so viele Autos brauchen, wenn nicht mehr auf Profit = Verschleiß gebaut wird? Und werden wir überhaupt noch so viele Autos brauchen, wenn der Wohnort wieder wirklich

zum Lebensraum geworden ist, mit Freundschaften und intaktem Gefüge, mit dem Bäcker nebenan und der Eckkneipe und selbst dem Fußballplatz, der zu Fuß zu erreichen ist? Das sind viele Fragen ans Detail.

Die sind von heute aus nicht zu beantworten, das muß man ausprobieren. Wir können weiterhin versuchen, ein Zukunftsbild zu entwerfen, das unseren Wünschen entspricht. Die Realisierung im Einzelnen wird Sache der praktischen Willensbildung der dann noch Betroffenen sein, der von der Herrschaft befreiten **neuen Menschen**.

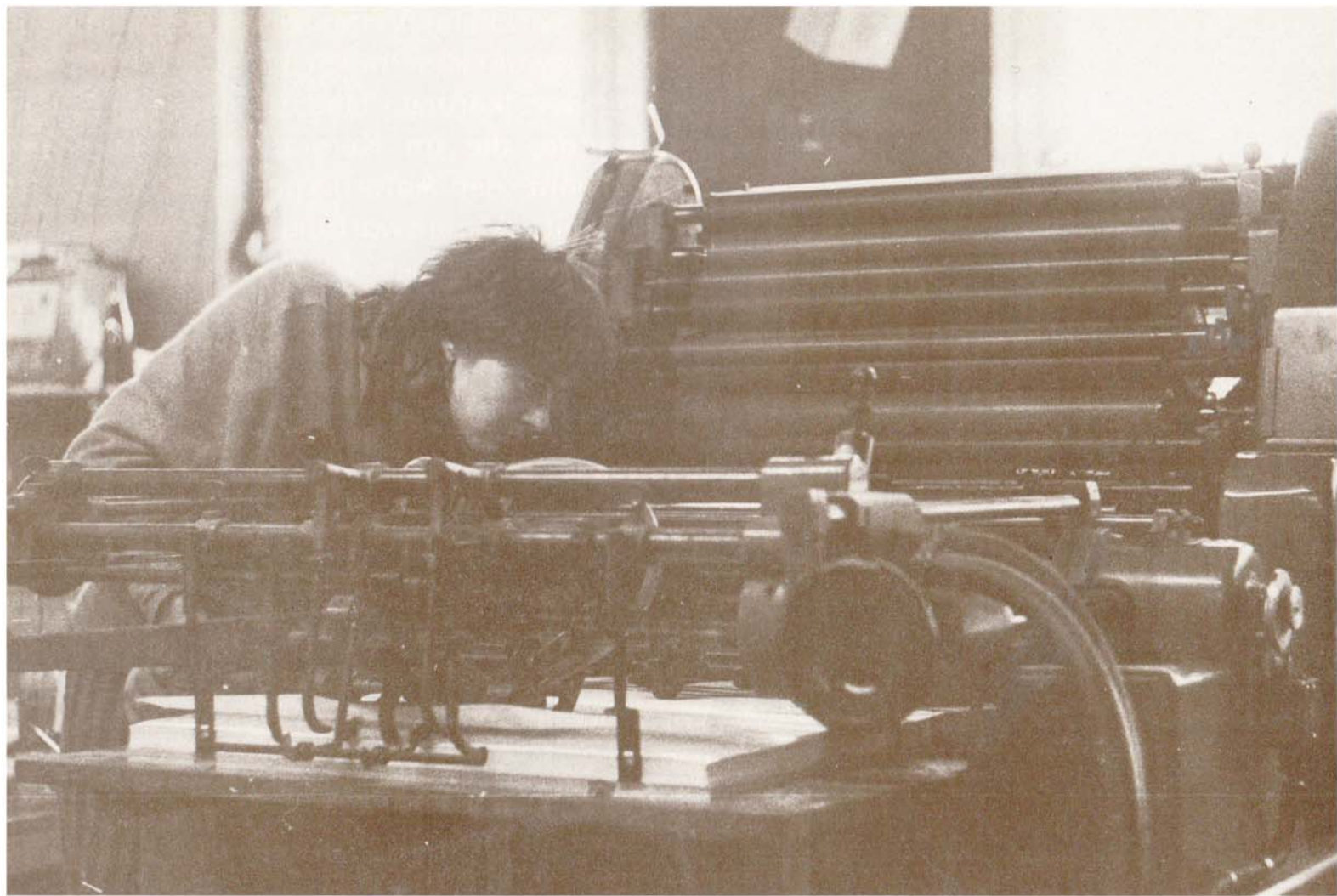
Auch der „neue Mensch“ ist für uns ein Schlüsselbegriff. Ohne den läuft nichts. Klar — den haben schon viele kreieren wollen, mit Gardemaß und Kadavergehorsam. Unser Modell hat andere Charaktereigenschaften: Selbstbewußtsein, soziales Bewußtsein, Engagement = Übernahme von Verantwortung, Toleranz, Abscheu vor Konkurrenz, Egoismus und Gewalt. Das wird mancher für lächerlich halten: erst die Apokalypse an die Wand malen, befürchten, es sei vielleicht schon zu spät, diese Entwicklung überhaupt noch aufzuhalten und im gleichen Atemzug die Entwicklung eines „neuen Menschen“ zur Voraussetzung der Veränderung erklären — was für ein Widerspruch!

Natürlich ist das ein Widerspruch. Aber was bleibt denn übrig? Revolution? Wo ist denn die Revolution, die wirklich menschliche Verhältnisse produziert hätte! Kein System, in dem nicht die Andersdenkenden in der einen oder anderen Art auf's Eis getrieben worden wären!

Für eine wirkliche Veränderung brauchen wir Problembewußtsein möglichst breit bei der ganzen Bevölkerung. Und wir brauchen eine Avantgarde, die im Kern dieses neue Leben schon kennt, den Anforderungen gewachsen ist und bereit, Verantwortung zu übernehmen, Funktionen auszuüben. Wir brauchen Menschen, die jetzt ihre Erfahrungen sammeln, um sie in entsprechenden Situationen weitergeben zu können. Wir brauchen Menschen in sozialen Gefügen, über die sie sich definieren, aus denen heraus sie arbeiten, weil nur so die Gefahr von Intoleranz oder Machtrausch auszuschließen ist. Wir brauchen Menschen, die Führungsrollen übernehmen können und ihre Hauptaufgabe darin sehen, die eigene Rolle vom ersten Tag an aufzuheben, unnötig zu machen.

Wir arbeiten am Aufbau solcher Voraussetzungen.

Und wir haben sehr schnell erkannt, daß die Krebismühle bei dieser agitatorischen Arbeit eine sehr große Hilfe ist.



Als wir vor 8 Jahren mit unserer Arbeit anfangen, fanden wir rings um uns viel Verständnis für unsere Argumentation. Die „Krise“ hatte sich noch kaum richtig ausgewirkt, auf der Tagesordnung standen noch Probleme wie die „Humanisierung der Arbeit“ und die Sinnentleertheit und Perspektivenlosigkeit des Lebens. „Aussteigen“ wurde bald das Schlagwort der Stunde, das allenthalben durch die Presse-Medien geisterte. Wir waren uns bewußt, daß die Situation sich schon bald verschärfen würde und hofften, bei den anstehenden Betriebsschließungen würden sich die betroffenen Kollegen Auswege einfallen lassen in Richtung Besetzung und Übernahme ihrer Betriebe, um die dann in Selbstverwaltung weiterzuführen. Vorbilder gab's schließlich schon: in Frankreich kämpften die Arbeiter der Uhrenfabrik Lip schon seit Jahren um die Anerkennung ihres besetzten Betriebes als selbstverwalteten Betrieb; rund 200 andere französische Belegschaften waren dem Beispiel der Lip-Kollegen gefolgt und hatten ihren Betrieb besetzt. In Deutschland konnte als (allerdings recht zweifelhaftes) Beispiel die Glashütte Süssmuth gelten, nur hatte sich hier schon früh die Gewerkschaft der „Selbstverwaltung“ angenommen und genau das daraus gemacht, was „gestandene Gewerkschafter“ eben unter Selbstverwaltung verstehen, eine etwas andere Form der Bürokratie nämlich. Hoffnungsvoller erschien uns da schon die Entwicklung, die sich mit der Besetzung der Zementfabrik Seibold in Erwitte anzubahnen schien; hier war der Kampf der Kollegen zunächst mal „wild“, d.h. unabhängig von und sogar gegen die eigene Gewerkschaft begonnen worden.

Den Ausgang der Geschichten, das Ende unserer Erwartungen können wir vorwegnehmen, da allgemein bekannt: die Krise verschärfte sich, die Arbeitslosenzahlen wuchsen, die Parole vom „Recht auf Arbeit“ wurde ausgegeben und alle, alle kämpften dafür, ohne weiter danach zu fragen, was das denn qualitativ für eine Arbeit ist, auf die man Rechte geltend macht; für uns war's immer das „Recht“, ausgebeutet zu werden, und als immer klarer wurde, wie die zukünftigen Arbeitsplätze aussehen werden, die Parole „Recht auf Arbeit“ aber ungebrochen beibehalten wurde, konnten wir nur noch den Kopf schütteln. Wir weigern uns mitzukämpfen für das „Recht“ auf Bildschirmarbeitsplätze in Großraumbüros, und 1985 wird jeder vierte Arbeitsplatz genauso aussehen.

Als dann — wie erwartet — massenhaft Betriebe dicht gemacht wurden, waren die Kämpfe der Belegschaft den Vorbereitungen entsprechend: es blieb beim „Kampf“ um Sozialpläne, um Abfindungen, und die wurden auch bezahlt; und daß die Kollegen dabei hochgradig beschissen worden sind, daß sie hinterher isoliert und ohne Perspektiven arbeitslos auf der Straße lagen, das wurde ihnen erst klar, als es schon längst zu spät war, der eigene Betrieb schon längst abgerissen, verkauft, umfunktioniert war.

So weit, so schlecht.



Wir mußten uns daraufhin fragen, ob wir nicht unseren Erwartungen unhinterfragt marxistische Glaubenssätze zugrundegelegt hatten, die „Arbeiterklasse“ als notwendige Vorhut der gesellschaftlichen Umwälzung z.B.. Ein bißchen weg vom Wunschenken, ein bißchen genauer hinsehen, wie die Verhältnisse in den Betrieben schon verändert worden sind, wie auch dort durch planvollen Einsatz verschiedensprachiger Arbeiter aus sehr verschiedenen Kulturbereichen und das gezielte Auseinanderreißen „gewachsener“ Belegschaften Isolation und Konkurrenzen aufgebaut worden sind – dies ein bißchen genauer analysiert, und wir hätten gleich wissen können, daß dort kein gemeinsames Vorgehen zustandekommen konnte.

„Gegessen“ ist die Sache für uns damit noch nicht. Die neuen Erfahrungen werden mit Sicherheit auch im Bereich der „alten Arbeiterbewegung“ verarbeitet wrden, die Wut über den großen Beschiß wird an einem anderen Punkt zum Ausdruck kommen. Allerdings müssen wir uns intensiver mit diesen Möglichkeiten beschäftigen, den Hebel noch finden, über den unsere Inhalte auch in die Betriebe transportiert werden können.

Eine zerfallene Brotfabrik — und was man daraus machen kann

Damals haben wir sehr stark mit dem Sozialistischen Büro (SB) zusammengearbeitet. Der Punkt, an dem wir für das SB interessant wurden, war unser Einzug in die Krebsmühle. Vorher hatte hier wie überall die Standard-Argumentation gegolten: was die Alternativen da sagen, ist ja schön und gut und was sie praktisch machen auch, aber das geht eben alles nur im kleinen, überschaubaren Rahmen, in den Nischen des Kapitalismus, in den Marktlücken, in denen er keine Verwertungsinteressen hat. „Gesamtgesellschaftlich“ ist das alles nicht relevant. Eine solche Argumentation aufrechtzuerhalten im Angesicht der Krebsmühle, im Angesicht unserer realen Eingebundenheit in den Markt, mittendrin in der kapitalistischen Konkurrenz und versehen mit überdimensionalen Belastungen, ist schlecht möglich. Wir haben noch nie Schwierigkeiten gehabt, die „Nischen“-Diskussion in der Krebsmühle so zu führen, daß dieses allzuschnell herbeigeholte Argument zumindest fragwürdig geworden ist. Das macht einen der positiven Aspekte der Krebsmühle aus: wenn wir außerhalb in irgendeiner Diskussionsrunde argumentieren, wo die Leute noch nie eines der größeren Projekte konkret gesehen haben, ist es viel schwieriger, die Diskussion über diese erste Vorurteilebene hinwegzubringen.

Vom SB kam der Vorschlag, einen größeren Teil der durchgeführten Seminararbeit in die Krebsmühle zu verlegen. Man er-



hoffte sich davon positive Impulse in Richtung auf eine phantasievollere Diskussion der Teilnehmer. Für uns hieß das, die Krebsmühle, d.h. konkret den eigentlichen Mühlenturm, schnellstmöglich wenigstens so fit zu machen, daß sich dort Menschen aufhalten konnten.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatten wir uns noch nicht rangetraut: das Dach der Mühle war auf der Wetterseite 5 Jahre lang zur Hälfte abgedeckt gewesen, alle Fenster waren raus, sodaß Wind und Wetter und die Tauben und der Schnee und der Regen ungestört ihr Zerstörungswerk vollbringen konnten. „Genutzt“ hatte das Gebäude in dieser Zeit nur die Feuerwehr – für Löschübungen. Die Mühle war eine Ruine, das Betreten lebensgefährlich. Sämtliche Bretterböden mußten raus, das Gebälk auf der Wetterseite vom Dach bis in den Keller ausgewechselt werden; es gab kein Treppenhaus, keine Fenster, keine sanitäre Installation, kein Wasser, keinen Strom. Von Heizung überhaupt nicht zu reden.

Das alles mußte zunächst mal reingesteckt werden und in Tag- und Nachtschichten und unter Einsatz unserer letzten Kräfte und Geldmittel haben wir's probiert. Auch damit hätten wir's nicht schaffen können, wenn uns nicht reisende Zimmerleute zu Hilfe gekommen wären, die im Dienste der Sache, gegen Kost und Logis, mit uns gearbeitet haben, und wenn nicht Freunde Kredite gegeben hätten.

Irgendwie haben wir's geschafft, und damit die Grundlage gelegt, Zug um Zug die ganze Mühle wieder in Nutzung zu nehmen. Von da an haben wir regelmäßig Seminare bei uns zu Gast gehabt; das dürften – bei vorsichtiger Schätzung – über 3.000 Menschen sein, die auf diese Weise intensiver mitgekriegt haben, was zusammenleben und -arbeiten bedeutet.

Organisationen wie das SB sind scheinbar darauf angewiesen, sich immer dort einzuklinken, wo am meisten „Bewegung“ drin ist. Als die erste Euphorie um die Alternativ„bewegung“ sich gelegt hatte, ökologische und Friedens-Probleme stärker ins Bewußtsein der Öffentlichkeit vorgedrungen sind, wurden dies auch die Schwerpunkte der Arbeit des SB, die Kontakte liegen erstmal auf Eis.

Was uns geblieben ist, ist die Diskussion mit fortschrittlichen Betriebsräten, meist übrig geblieben aus der Zeit der Betriebsintervention, und auch die haben zur Zeit schärfste Probleme vor Ort, mit Rationalisierungsmaßnahmen, Einführung der Datenverarbeitung in die Betriebe, grassierender Ausländerfeindlichkeit und und, also kaum Muße, sich stärker in die Diskussion um einen veränderten Arbeitsbegriff mit einzuklinken.

Den Zugang zur Arbeits- und Gewerkschaftswelt halten wir heute vor allem über das „Haus der Gewerkschaftsjugend“ am anderen Ende von Oberursel. Da haben sich sehr intensive und dauerhafte Kontakte entwickelt. Es gibt kein Seminar, das dort



durchgeführt wird, wo die Teilnehmer nicht mindestens zu einer Betriebsbesichtigung zu uns in die Krebismühle kommen. Viele solcher Teilnehmer waren schon öfter hier. Zu einigen haben sich sehr freundschaftliche Kontakte entwickelt, manche haben schon eigene Kollektive gegründet oder planen die Gründung. Dem Team im Haus der Gewerkschaftsjugend geht es wie uns schwergewichtig um einen Punkt: das Auseinanderdriften von Arbeiterbewegung (in diesem Fall Gewerkschaftsjugend) und den neuen sozialen Bewegungen, wo wir ein Teil von sind, zu verhindern. Anfängliches Mißtrauen ist längst beiseite geräumt, die Beziehungen sind freundschaftlich. Es fällt schwer anzugeben, wieviele Personen das gewesen sind, die über das Haus der Gewerkschaftsjugend die ASH und die Krebismühle kennengelernt haben, das waren etliche hundert, und das waren oft Delegationen aus Israel, Spanien, der UdSSR und Lateinamerika. In den meisten Fällen – glauben wir – ist auch „was hängen geblieben“, in nicht präzise zu bestimmender Art und Weise werden die Impulse sich in die Arbeit dieser Menschen niederschlagen.

Sehr wichtig auf dieser Ebene der unmittelbaren Kontakte sind unsere „Besucher“. Immer wieder erreichen uns Briefe von Leuten irgendwo in der Bundesrepublik, die „was auf die Beine stellen“ wollen, „ein Projekt“ planen usw., und uns bitten, eine Zeitlang bei uns mitspielen zu dürfen, um Erfahrungen zu sammeln. Das ist eine große Belastung für die Gruppe, weil es in solchen Fällen auch immer darum geht, daß diese Besucher während der Zeit ihres Aufenthaltes auch im Gruppenrahmen mitleben wollen. Nach anfänglichem Chaos, wo teilweise mehr Besucher als Gruppenmitglieder auf dem Gelände waren und darüber das Gruppenleben stark in Mitleidenschaft gezogen worden ist (was dann auch den Besuchern nichts mehr genützt hat), sorgen wir dafür, daß nicht mehr als 4 Besucher gleichzeitig bei uns sind. Wir versuchen aber nach wie vor, solche Anfragen immer positiv zu beantworten, und in den allermeisten Fällen haben solche Besucher hinterher auch tatsächlich die geplanten Projekte gegründet. Anderen ist klar geworden, daß das alternative Leben keineswegs der Hauch von Freiheit und Abenteuer ist, als der es in den Medien mitunter falscherweise dargestellt wird, und haben von ihrem Projekt Abstand genommen. Denen haben wir zumindest üble Enttäuschungen erspart.

Die spezielle Funktion der Krebismühle bei diesen Ansätzen besteht im Grunde nur in der Größe und Schönheit des Projekts, in den vielen Möglichkeiten, die sich gleich im Kopf des Besuchers als positive Phantasien festsetzen, Wünsche auslösen: hier zeigt sich, daß es sich lohnt, den Mut aufzubringen, die Kraft aufzubringen, sich auch in scheinbar ausweglose Abenteuer zu begeben.

BEWUSSTSEIN VERÄNDERN?

Im Agitationsansatz, möglichst breit Bewußtsein über die Veränderungsnotwendigkeit bei möglichst großen Teilen der Bevöl-



kerung herzustellen, gab es eine Grundeinsicht. In jahrelanger vergeblicher politischer Praxis hatten die Älteren von uns erfahren müssen, daß es noch so gut und richtig sein kann, was du sagst, daß du aber trotzdem aufläufst, einfach nicht ernst genommen wirst, wenn du nicht **unmittelbar praktisch** nachweisen kannst, daß du nicht ein zwar wohlmeinender, aber eben doch ein **Spinner** bist. Im positiven Fall heißt das „ach komm, hör doch auf, das wird doch nie was“ und „du kriegst doch keine 5 Leute unter einen Hut“, im negativen Fall heißt es schlicht „geh doch nach drüben“.

Bevor ich anfangen kann, über politische Hintergründe was zu erzählen, muß ich zunächst mal überhaupt beweisen, daß ich ernstzunehmen bin. Die gesamte Aufbauarbeit der Krebsmühle ist vom ersten Tag an von hunderten von Augen aufmerksam verfolgt worden. Die Zahl der Gespräche, die in durchaus bürgerlichen Wohnzimmern und Küchen über die Krebsmühle und die ASH gelaufen sind, ist nicht zu ermessen. Eher ihr Inhalt. Das muß am Anfang viel mit „Kommunebrüdern“ und allem, was in dieser Richtung hinlänglich bekannt ist, zu tun gehabt haben. Aber nach und nach wurden die Kommentare immer weniger skeptisch und mehr anerkennend und unsere Bettgewohnheiten dürften heute – zwar nach wie vor unbekannt – als nebensächliche Marotte („so sind die nun mal, aber guck doch mal, wie das da vorangeht!“) abgetan werden. Mittlerweile haben wir ein festes Image: wir sind fleißig, freundlich, verstehen unser Handwerk, lernen viel dazu und sind zuverlässig. Das ist schon fast ein Ausflugsziel: rausfahren in die Krebsmühle, mal nachsehen, was sich da wieder Neues getan hat.

Dieser Effekt ist eher zufällig. Am Anfang hatten wir alle Räume nur notdürftig instandsetzen können und schon dafür positive Beachtung gefunden. Mittlerweile kennen wir die Auflagen der Ämter (unser Nutzungsänderungsantrag ist immer noch nicht bewilligt und kann auch nicht bewilligt werden, solange wir nicht einen guten Teil dieser baulichen, meist Brandschutz-Auflagen erfüllt haben) und sind auch in der Lage, fachlich qualifiziert zu bauen. Man lernt einiges beim Selbermachen. Und so ist der Fortschritt, den die Besucher in den bereits ausgebauten Räumen an der neuen Qualität dieses Ausbaus sehen können, wirklich sehr groß. Es wird zunehmend deutlicher, in welcher Weise wir die Krebsmühle wieder so schön machen wollen, wie sie mal war: erst innen optimal, dann die Außenanlagen und die Gebäude von außen.

In unserem Cafe zählen wir an Sonntagen bis zu 500 Besuchern, im Sommer noch wesentlich mehr, wenn das Gartencafe in Betrieb ist.

Wie sehr die Krebsmühle schon im Blickpunkt der Öffentlichkeit steht, konnten wir – eher unangenehm – im letzten hessischen Landtagswahlkampf feststellen, als Schwierigkeiten in unserer Abwassersituation, wie sie jeder andere Betrieb genauso hat, zum Hauptwahlkampfthema der Region hochgepuscht wurden.



DAS CAFE

Wir wollen uns in dem, was wir „Wiederaufbau sozialer Gefüge“ nennen, nicht auf den engen Rahmen der Gruppe oder der Betriebsmitglieder beschränken. Die Voraussetzung dafür ist die kontinuierlich geführte Diskussion, langfristig aufgebaute Vertrauensebene zu den stärker Interessierten. Als Rahmen dafür sind die Wohnräume der Gruppe ungeeignet: das ist für die anfänglichen Kontakte schon zu eng, zu direkt, zu familiär. Wir haben uns die Voraussetzungen speziell dafür geschaffen mit dem Ausbau unseres Cafes und (da die Gemütlichkeit oft durch den Magen geht) der Küche. Beiden Bereichen war nie eine ökonomische Funktion zugewiesen (bei der Küche kommen ökonomische Faktoren an den Stellen ins Spiel, wo wir sie benutzen für Großverpflegungen), Zentrum unserer Planung für diese Bereiche ist der Aufbau des sog. „Kommunikationszentrums“. Selbstverständlich haben wir auch hier unsere Lernprozesse machen müssen: wir hatten geglaubt, nur einfach durch die Einrichtung der Räume die Kommunikation mit den Besuchern und der Besucher untereinander gewährleisten zu können und waren enttäuscht, als sich da nicht unmittelbar was tat in diese Richtung. Mittlerweile wissen wir, daß die Räume nur der eine Faktor sind, daß dazukommen muß einfach auch der Faktor Zeit, hier ein Gruß, da ein paar erstmal belanglose Sätze, dort eine konkrete Hilfestellung irgendwann mal vertiefen sich diese oberflächlichen Kontakte, Beziehungen entstehen, der „Gast“ wird zum Partner, zum Mit-Planer, zum Teilhaber an den eigenen Sorgen und umgekehrt. Es fällt leicht, von heute aus darüber zu schreiben, weil der Prozeß längst in vollem Gang ist, weil sich aus diesem Prozeß mittlerweile schon sehr weitreichende **gemeinsame** Ansätze entwickeln konnten. Dieses recht stabile „Umfeld“ der ASH besteht heute aus mindestens 40 Freunden, wo gegenseitige Hilfe auf allen Ebenen keine Frage ist, wo Tips ausgetauscht, Gelegenheiten mitgeteilt werden, denen wir die Gebäude und Maschinen bedenkenlos zur Verfügung stellen und wo wir im Cafe die traditionelle Rolle des Bedienenden und Bedienten längst überwunden haben. Man „bedient“ nicht mehr und rechnet nicht mehr ab. Das Cafe ist nicht unser Bereich, sondern mehr und mehr auch der unserer Freunde und die wissen selbst, daß Essen und Getränke Geld kosten und geben von sich aus und selbstverantwortlich das in die Kasse, was sie für angemessen oder entbehrlich halten. Das können und wollen wir nicht zum allgemeinen Prinzip machen, das ist ein Privileg auf der Grundlage gewachsenen Vertrauens. Aber wir werden diese Ebene in den nächsten Jahren noch sehr viel weiter ausweiten.

VERANSTALTUNGEN

In derselben Richtung, Ansatzpunkte für Kontakte zu schaffen und Möglichkeiten für die Kontinuität dieser Kontakte zu suchen, geht der Ausbau des Veranstaltungsbereichs. Außerdem erreichen wir wieder ein anderes Publikum und senken punktuell die Hemmschwelle, die immer noch viele haben, die Krebsmühle zu betreten (was immer für Ängste da auch reinspielen mögen).



Ursprünglich haben wir bei der Durchführung größerer Veranstaltungen nicht inhaltlich differenziert. Das waren teilweise ganz normale Musik-Veranstaltungen, oft Chile- und überhaupt Südamerika-Feste, seltener eigentlich Theaterveranstaltungen.

Das hat sich geändert. Einmal liegt das an Schlicksupp-Theatertrupp, einer freien Theatergruppe aus ehemaligen TAT-Mitgliedern und anderen, Profis wie Laien. Finanziell schlittern solche freien Theatergruppen, so gut sie auch sein mögen, immer am Rand der finanziellen Katastrophe, und wir waren froh – gefragt um einen Probenraum zur Entwicklung des nächsten Stücks –, diesen Probenraum kostenlos zur Verfügung stellen zu können. Es handelte sich um einen der Mühlenräume und an die Tatsache, daß wir beim gesamten Mühlenrakt sowieso subventionieren und nicht ökonomisch rechnen können, hatten wir uns zu der Zeit schon gewöhnt.

Das lief natürlich nicht so, daß sich die Anwesenheit der Schlicksupp-Truppe auf den Probenraum beschränkte. Die waren im Cafe, sind auf dem Gelände rumgespukt, haben abends mit uns zusammengesessen und geklönt und insgesamt viel ungewohnten Wirbel bei uns verursacht. Die haben uns mit Ihren Problemen konfrontiert und damit unmittelbar dazu beigetragen, die Entwicklung von Betriebsblindheit bei uns zu verhindern. Das ist einfach eine andere Welt – aber doch ein Teil der Welt, mit der wir umzugehen haben.

Parallel wurde in Frankfurt die „Alte Oper“ wiedereröffnet. Wir mußten mitansehen, wie dort sehr geschickt die potentiellen Kritiker mundtot gemacht wurden, einfach dadurch, daß traditionell linke Veranstaltungen plötzlich offiziell dort durchgeführt wurden. Und die Strategie der Kulturgewaltigen geht weiter: Über die Durchführung solcher Veranstaltungen zentral in der Stadt, in der „Alten Oper“ bei gleichzeitiger Kürzung der Subventionsbeträge für alle „freien“ Veranstalter, wird langsam, aber sicher alles Dezentrale kaputtgemacht, es gibt am Schluß nur noch die Alte Oper, und dann hat man auch freie Hand bei der Liquidierung ungewollter Inhalte: die betroffenen Gruppen kriegen einfach keine Auftrittsmöglichkeit mehr.

Als uns das bewußt wurde, haben wir versucht, mit der Hausener Brotfabrik und der Batschkapp, zwei anderen Projekten, die Veranstaltungen durchführen und denen wir uns politisch nahefühlen, ein gemeinsames Boykott-Kartell gegen die Alte Oper und die Strategie der städtischen Kulturmachthaber zu entwickeln. Denn die linken Akteure hatten auf Vorhaltungen, was ihnen denn einfiel, in der Alten Oper und damit der Stadt in die Hand zu spielen, eindeutig geantwortet: erstens können sie in ihren entfernten Städten nicht mitkriegen, wie die kulturpolitischen Fronten in der einen Stadt, in die sie eingeladen werden, laufen, können kaum wissen, wer sich hinter dem Veranstalter versteckt; aber zweitens und viel wichtiger sind sie auf Auftrittsmöglichkeiten angewiesen, auch auf entsprechend große Räumlichkeiten, und da gibts einfach in Frankfurt fast nichts.

Aus dem Kartell wurde erstmal nichts: in der finanziell beschissenen Situation aller Gruppen entwickeln sich zu schnell Konkurrenzängste.

Aus dem Protokoll einer FTF-Sitzung v. 21.2.83

ZELTHEATER im THEATERZELT

Die "Freien Theatergruppen Frankfurts" (FTF) kaufen zusammen mit der "Arbeitserlsbathilfe Krebsmühle" (ASH) ein Zelt, in dem Veranstaltungen mit bis zu 400 Menschen stattfinden können. Das Zelt wird die meiste Zeit auf dem Gelände der ASH bei Oberursel (an der Peripherie Frankfurt) fest installiert sein.

Im weiteren sehen wir die Aufstellung des Zeltes als eine praktikable Übergangslösung bis zum Bau eines Theaters auf dem selben Gelände.

Für uns ist dieses Projekt nicht nur die Bereitstellung irgendeines Theaterspielplatzes, sondern auch der Versuch, auf die mangelhafte Infrastruktur der "Freien Theater" - speziell der Herumreisenden - weitergehenden Einfluß zu nehmen.

Die ASH soll für den Raum Frankfurt der Ort werden, wo "Freies Theater" stattfinden kann; sowohl von den räumlichen, als auch von den organisatorischen Gegebenheiten her.

Das Projekt läßt sich auf drei Ebenen differenzierter beschreiben:

*** 1) als Spielort für "Freie Theater" im Großraum Frankfurt

*** 2) als ein Kommunikationsort, an dem "Freie Theater" sich untereinander austauschen können und

*** 3) als Organisationszentrum zur Verbesserung der Tourneegestaltung

Zu Punkt eins:

Die meisten offiziellen städtischen Theater betonen mehr den Tauschwert als den Kommunikationswert von Theater und laufen damit den Intentionen der "Freien Theater" entgegen. Aber auch viele "alternative" Theaterspielplätze im Raum Frankfurt sind nur sehr begrenzt für ein "anderen" Theater nutzbar. Die Architektur der Räume spielt eine große Rolle: sie läßt oft nur Kleinkunstveranstaltungen zu oder ist räumlich so gestaltet, daß sie eine Fixierung auf konventionelle Raumlösungen voraussetzt. (Guckkasten - Feste Bestuhlung)

Diese Tatsache ist ein Handicap für die Weiterentwicklung der Formen "Freien Theaters".

In dieser Beziehung stoßen wir mit unserem Projekt in eine vorhandene Lücke. Wir wollen einen Theaterraum schaffen, der multifunktional gestaltet ist, und von jeder Gruppe ihren Bedürfnissen entsprechend eingerichtet werden kann. Auf die weiteren Qualitäten des Ortes und seiner Umgebung gehen wir im Rahmen der weiteren Punkte noch näher ein.

Das Wichtige an dieser Konzeption ist auch ihre Ausrichtung auf die Bedürfnisse von Theaterleuten mit langjährigen praktischen Erfahrungen und dem Vertrautsein mit den bisher angefallenen Problemen.

Zu Punkt zwei:

In dem Kulturzentrum ASH sollen handwerklich professionelle "Freie Theatergruppen" ihre Produkte einem Publikum aus dem Frankfurter Raum zeigen können. Die qualitative Auswahl soll dabei Vorrang haben vor dem Druck, ein ununterbrochen laufendes Programm anbieten zu müssen. Gruppen sollen in ihrer Entwicklung gezielt werden, d.h. mit mehreren Produktionen während eines Gastspiels oder durch regelmäßige Gastspiele.

Unser Ziel ist, mit dem Kulturzentrum ASH ein repräsentatives Bild der "Freien Theaterlandschaft" zu geben.

Wir wollen Bezüge herstellen zwischen unseren Arbeiten und denen fremder Gruppen. In diesem Zusammenhang interessiert uns Theater nicht nur als Produkt. Es ist wichtig für uns, uns innerhalb der "Freien" Theaterszene über die politischen und künstlerischen Entstehungszusammenhänge unserer Arbeiten auszutauschen.

Über den Dialog hinaus bieten sich dazu Seminare (workshops) an. Gruppen, die in der ASH gastieren, können dort auch workshops anbieten und einen praktischen Austausch der verschiedenen Arbeitsweisen ermöglichen.

Durch offene workshops (an denen auch theaterinteressierte Laien teilnehmen können), können die Gruppen ihr Verhältnis zur Stadt und ihrem Publikum intensivieren. Gleichzeitig bilden die workshops einen wichtigen Faktor zur Finanzierung der Gastspiele in der ASH.

Eine andere Möglichkeit, die Kommunikation der "Freien Theater" untereinander zu fördern, liegt im gegenseitigen Vorspielen der Produkte. Das klingt vielleicht banal, bezeichnet aber ein echtes Manko: die "Freien Theatergruppen" kennen sich kaum von ihren Produkten her.

Wir denken daran, ab und zu etwa drei bis vier Gruppen, die konzeptionell etwas miteinander zu tun haben, für eine Woche einzuladen. In dieser Zeit zeigen sie ihre eigenen Produkte, besuchen die anderen Vorstellungen und informieren sich tagsüber - möglicherweise auch praktisch - über ihre Arbeitsweise.

Darüberhinaus wird der Betrieb, wenn er richtig angelaufen ist, ganz allgemein Kommunikationsort für Theaterinteressierte sein. Für all diese Vorhaben ist die ASH räumlich bestens geeignet. Es gibt ein Café, das viel kommunikationsfördernd ist, als die oft krampfhaftem "Diskussion nach dem Stück" im halbleeren Theaterraum.

Für die Gruppen gibt es Wohnmöglichkeiten im Haus.

Darüberhinaus werden sie im ASH-Café zum Selbstkostenpreis gepflegt. Das senkt erheblich die Tourneekosten. Die Gruppen können über ihre reine Gastspielzeit hinaus in der ASH wohnen bleiben und von dort Abstecher in das weitere Rhein-Maingebiet machen oder einfach ihre Probenarbeit fortsetzen usw.

Zu Punkt drei:

Die Vorteile des Aufenthalts in einem Zentrum wie der ASH sind oben schon beschrieben.

Weitere Möglichkeiten ergeben sich, wenn die Idee solcher Zentren sich auf der "alternativen" Theaterszene der BRD durchsetzt. Ein Verbund der Spielorte würde die organisatorische Arbeit der Tourneepflege erheblich reduzieren.

Eine allgemeine, überregionale Diskussion über die Gestaltung alternativer Theater wäre möglich. Wir müssen davon ausgehen, daß die Entfaltung der o.a. Aktivitäten im Interesse von Veranstaltern und Darstellern liegt. Das unterscheidet diese Veranstaltungen grundsätzlich von unseren Gastspielen in Stadttheatern, die zwar hin und wieder unsere Produkte kaufen, aber kein spezielles Interesse an der Entwicklung der "alternativen" Theaterszene haben. Ähnliche Zentren, die sich an den Bedürfnissen der reisenden "Freien Theater" orientieren gibt es bereits in Düsseldorf (Verkstatt) und in Berlin (UFA). In anderen Städten gibt es Ansätze (Hannover, Münster, Marburg). Bei all diesen Vorhaben spielt die Finanzierung eine entscheidende Rolle. Wir sind sowohl als Theatergruppen, als auch als Theaterveranstalter mit der ASH ohne Subvention.

Trotzdem machen wir unsere Arbeit weiter, trotzdem versuchen wir, die Spielräume - auch ohne Subventionen - zu vergrößern. Das heißt nide, daß wir die Forderung nach öffentlicher finanzieller Unterstützung aufgeben. Wir brauchen nicht den "Charme der Mittellosigkeit", sondern Geld, um die Spielräume besser gestalten zu können und um den Gruppen, die in der ASH spielen eine adäquate Gage zahlen zu können. Die bisherige Regelung - 70% für die Gruppe, 30% der Einnahmen für den Veranstalter - ist ein Risiko für Gruppe und Veranstalter. Wichtiges Nahziel wird die Garantie einer Mindestgage sein.

Ohne die Entwicklung einer Infrastruktur für "freies Theater", wie sie hier in einigen Punkten ausgesprochen wurde, besteht die Gefahr, daß die "Freien Theater" nicht nur organisatorisch, sondern auch ästhetisch stagnieren. Die "Freien Theater" brauchen Möglichkeiten, sich praktisch über ihre Inhalte und Formen auseinanderzusetzen und sie brauchen grundsätzlich erweiterte Produktionsmöglichkeiten.

Also haben wir bei uns weiterdiskutiert, ein Jahr lang auch mit Schlicksupp und anderen Frankfurter Theatergruppen, und haben beschlossen, uns bei unseren Veranstaltungen auf Theater und verwandte Bereiche zu spezifizieren. Der Veranstaltungsraum wurde ausgebaut und faßt ca. 200 Leute, allerdings maximal. Und für mehr Gäste werden wir innerhalb der Krebsmühle auch keine Genehmigung kriegen, wiederum aus brandschutztechnischen Gründen.

Der Ausweg: wir kaufen ein Zelt mit Platz für 500 Besucher.

Diese Idee haben wir mit den freien Theatergruppen in Frankfurt diskutiert. Der Zeltkauf wurde beschlossen, das Zelt ist bestellt und anbezahlt. Gebaut wird es von der UFA-Fabrik in Berlin, langjährigen engen Freunden von uns und den Freunden der „Alternativbewegung“ mit Sicherheit ein Begriff. Ab Juni dieses Jahres wird es hier in der Krebsmühle zu bewundern sein.

Finanziert wird das Zelt von den freien Theatergruppen zusammen. Es wird niemand auch nur teilweise gehören, sondern — wie ja auch die Krebsmühle als Ganze — der Allgemeinheit“, d.h. allen Theatergruppen, die freie Theaterarbeit machen und die sich hier bietenden Möglichkeiten nutzen wollen. Die Finanzierung selbst ist deshalb nur eine Vor-Finanzierung, langfristig wird dieses Geld zurückgezahlt aus den Einnahmen der Veranstaltungen, sodaß letzten Endes niemand privat, sondern wieder die Allgemeinheit das Zelt bezahlt. Wir sind gebeten worden, das Zelt treuhänderisch zu verwalten. Der Schlicksupp-Probenraum wird umgebaut zum Wohnraum für gastierende Gruppen; es geht uns darum, für diese Gruppen in Frankfurt, in der Krebsmühle einen Ort der Ruhe, des Sich-wieder-findens zu schaffen, weil wir aus den Erfahrungen von Schlicksupp und den anderen Theatergruppen, aber auch der Berliner UFA-Leute genau wissen, was das für ein Streß ist, auf Tournee zu sein und nirgendwo sich zuhause fühlen zu können. Wir hoffen natürlich, daß dieses Beispiel Schule macht und demnächst in allen größeren Städten in Zusammenarbeit von Theatergruppen und selbstverwalteten Betrieben ähnliche Möglichkeiten geschaffen werden.

Das Cafe wird darüber mit Sicherheit zur Drehscheibe der Kommunikation über freie Theaterarbeit.

Im Zusammenhang mit den Veranstaltungen und den gastierenden Gruppen wird darüber nachgedacht, die Seminarräume in der Krebsmühle zusätzlich für gestalterische Workshops (Tanzen, Theaterspielen, Malen) zu nutzen. Und das Zelt begreifen wir alle nur als Übergangslösung, bis uns baurechtlich und finanziell der Ausbau eines richtigen, den Bedürfnissen von Akteuren und Publikum angemessenen Theatersaals möglich ist.



„Ich geh heim, ich bin doch nicht in der Krebsmühle!“

Stadtrat Georg Steden, als er in der Pause die Theateraufführung der Badischen Landesbühne „Simplicius Simplicissimus“ in der Oberstedter Taunushalle verließ.

ASH & KREBSMÜHLE

FEB. '82

2H. FFM-NIEßERKUSSEL U. OBERSTEDT. U 3 HANDELSG. 06 4711-73496

THEATRE FÖTE GRÜZE bei der ASH 1-9.6.82

Do. 3.2.	20.00	ENSEMBLE DER RUHRFESTSPIELE, RECKLINGHAU „DREYFUSS“
4.2.	20.00	ENSEMBLE DER RUHRFESTSPIELE, RECKLINGHAUS „DREYFUSS“
5.2.	20.00	ENSEMBLE DER RUHRFESTSPIELE, RECKLINGHAUSE „DREYFUSS“
6.2.	20.00	ENSEMBLE DER RUHRFESTSPIELE, RECKLINGHAUSEN „DREYFUSS“
7.2.	20.00	KLAPPAULTHEATER „DIE NÄHMASCHINE“
8.2.	20.00	SCHLICKSUPP THEATERTRUPP - BENEFIZ FÜR ASI „FLAMETTI“
9.2.	20.00	SCHLICKSUPP THEATERTRUPP „FLAMETTI“
10.2.	20.00	SCHLICKSUPP THEATERTRUPP „FLAMETTI“
11.2.	20.00	SCHLICKSUPP THEATERTRUPP „FLAMETTI“
12.2.	20.30	FRANKFURTER SPIELFRAUEN „MIT DEN WAFFEN EINER FRAU“
13.2.	20.30	GISELA MARX-WOHLFAHRT: „DIE FRAU ALLEIN“ und „WIR HABEN ALLE DIE GLEICHE GESCHICHTE“
14.2.	20.00	SCHLICKSUPPFRAUEN „RAUENLIEBE UND LEBEN“, ein Liederzyklus
15.2.	20.00	TROTZTHEATER HAMBURG „VOLLE DECKUNG“
16.2.	20.00	TROTZTHEATER HAMBURG „VOLLE DECKUNG“
17.2.	20.00	TROTZTHEATER HAMBURG „VOLLE DECKUNG“

FAM. SCHMIDT
aufrecht, deutsch, homosexuell
Schwulentheater aus Hamburg
(ex „brühwarm“)
„wetten, das ist Frau Witten.“
2., 3., 4., APRIL 20.02



ASH & KREBSMÜHLE

Junij
PROGRAMM

THEATERZIRKUS ROTE GRÜZE
SPIELT: BERLIN



RIVAL
familie Schmidt 5.20.00
15 Kindererziehung
Checkpoint Charlie fr. 8.
3.3.20.00
UFA Fabrik circus 9.10.20.00
Spiel frauen 6.
HOF DER GEGENBÜCHMESSE
BERURSEL ASH KREBSMÜHLE



GROSSVERANSTALTUNGEN: die Gegenbuchmesse u.s.w.

Zur Gegenbuchmesse nur zwei Stichworte. Zunächst der Reiz der Herausforderung: das ist schon etwas anderes als der Normalbetrieb, eine Messe auszurichten, eine Woche lang über 10.000 Besucher auf dem Gelände zu haben, dazu noch 200 Aussteller die ganze Zeit über, und mit diesen Belastungen fertig zu werden, alle diese Menschen die ganze Zeit über ausreichend zu versorgen. Wir haben jetzt zweimal bewiesen, daß wir damit fertigwerden, beim erstenmal noch unter recht chaotischen Umständen, beim zweiten Mal schon fast lässig.

Der zweite Grund ist inhaltlich. Wir finden das richtig, daß sich die Kleinverlage zu einer eigenen Ausstellung zusammenschließen, weil sie sonst im Bücherwust der Buchmesse keine Chance haben. Wir identifizieren uns auch zum Teil mit den Inhalten, die hier in Buchform transportiert werden sollen. Wir hätten das gerne weitergeführt, sind aber einerseits bei den Gegenbuch-Messe-Initiatoren auf Unverständnis gestoßen an dem Punkt, wo die Ausrichtung einer solchen Messe bei aller Sympathie auch Geld kostet, andererseits scheint es, als würden sich in diesem Jahr keine Organisatoren für die Gegenbuchmesse mehr finden. Schade.

Bei beiden hier durchgeführten Gegenbuchmessen haben wir versucht, das sowieso vorhandene Publikum auch mit unserer Arbeit in Berührung zu bringen. Wir haben befreundete Projekte und Betriebe eingeladen, parallel zur Gegenbuchmesse ebenfalls hier in der Krebsmühle die sog. „Projekte-Messe“ zu organisieren: das breite Spektrum des im „alternativen“ Bereich schon Entwickelten und Abgedeckten einem großen Publikum näher zu bringen. Beim ersten Mal war das noch sehr klein und ist praktisch im Dauerregen abgesoffen. Beim zweitenmal, im letzten Jahr, wurde die Sache schon konkreter: die Gesamtheit der anwesenden Projekte hat einen großen Teil des Gesamt ereignisses abgedeckt; neben dem Zelt der UFA-Fabrik, in dem sich 12 Projekte vorgestellt haben, wurde der offizielle Veranstaltungsteil abends im großen Zirkuszelt inhaltlich und finanziell übernommen. Auch in diesem Jahr hat's fürchterlich geregnet und wir waren froh, am Schluß plus minus Null auf der finanziellen Ebene rausgekommen zu sein. Verfestigt aber hat sich die Vorstellung, unabhängig von der Gegenbuchmesse und außerhalb der Regenzeit eine dritte Projekt-Messe in der Krebsmühle durchzuführen. Das wird ein Wagnis werden, weil nicht sowieso schon genügend Besucher anwesend sein werden wie in den anderen Fällen, es wird aber die Möglichkeit eröffnen, das Ganze viel größer und lebendiger zu gestalten.

Wer sich da überraschen will, hat im August die Gelegenheit dazu.

Seit gut eineinhalb Jahren, genau: seit der ersten Projektmesse im Rahmen der Gegenbuchmesse, stehen 12 selbstverwaltete



Betriebe in sehr engem Diskussionszusammenhang. Erstes gemeinsames Projekt war die „Betriebszeitung“ in der TAZ, eine Beilage von zwei Zeitungsseiten, die am ersten Donnerstag jeden Monats erscheint und für die die 12 Projekte das Redaktionskollektiv darstellen. Der zweite Punkt war und ist die Projekte-Messe. Und darüberhinaus versuchen wir, in der Gesamtheit der Kollektive mit Problemen wie etwa der „Staatskohle“ fertigzuwerden. Wir treffen uns schon über ein Jahr lang regelmäßig einmal im Monat, um gemeinsam die Diskussion weiterzutreiben (und die Zeitung zu machen), und wer die Verhältnisse in den Kollektiven kennt, die Höchstbelastung mit Arbeit dort und die immer enge finanzielle Situation, der weiß, was dies an Fortschritt bedeutet in Richtung auf eine Bewegung. Ja – und auch diese Entwicklung wäre nicht oder anders gelaufen ohne die Krebsmühle.

In diesem Jahr wird zusätzlich was Neues begonnen. Die Vertreiber und Produzenten biologischer Produkte müssen der Offensive der Nahrungsmittelindustrie begegnen. Die ist nämlich eben dabei, dafür zu sorgen, daß die unliebsame Konkurrenz vom Markt verschwindet: neue Gesetze werden den Begriff „biologisch angebaut“ verbieten und werden den schon reduzierten Begriff „rückstandsfrei“ so gut wie unmöglich machen. Dazu wird nämlich der Nachweis notwendig sein, daß die so gekennzeichneten Produkte **weniger als 10 %** der üblicherweise in den Nahrungsmitteln enthaltenen Giftstoffe enthalten. Und was das heißt bei unserer Umwelt mit saurem Regen und verdreckter Luft kann sich jeder selbst ausmalen. Hier ist der gesamte biologische Markt bedroht, alle die kleinen Bio-Läden, Existenzgrundlage für Hunderte, werden verschwinden. Und was noch schlimmer ist: mit ihnen werden die Dauerkritiker verschwinden, diejenigen, denen überhaupt zu verdanken ist, daß das Thema Gift im Essen ein öffentlich diskutiertes Thema wurde.

Mitte Juni wird in der Krebsmühle eine Messe für biologische Produkte organisiert, und im Rahmen dieser Messe werden diese Geschichten ausführlich diskutiert werden.

Wenn wir solche Sachen, egal ob jetzt die Gegenbuchmesse oder die Projekte-Messe oder auch diese Müsli-Messe in der Krebsmühle durchführen wollen, heißt das den Verzicht auf die anderweitige (Dauer-) Nutzung der dafür infrage kommenden Räume, d.i. unser Veranstaltungsraum und der Mühlenturm. Andererseits können die 3 oder 4 oder auch 10 Veranstaltungen dieser Art nicht die Gesamtkosten der von ihnen beanspruchten Räumlichkeiten im Jahr auffangen, das würde viel zu teuer werden. Für uns heißt das: wenn wir die Räume für solche Sachen freihalten wollen, müssen wir auf Dauer diese politische Entscheidung aus Betriebsmitteln finanzieren, d.h. diesen ganzen Bereich dauerhaft subventionieren. Unsere Entscheidung ist da längst gefallen: wir werden das so handhaben.

Dafür ist uns die Sache viel zu wichtig. Büroräume oder Wohnräume oder was auch immer, was man sich als Dauernutzung



für das Mühlengebäude vorstellen könnte — das kann man alles auch ganz woanders machen, das muß nicht unbedingt in der Krebismühle sein. Aber für diese Geschichten, für solche Messen z.B., aber auch für Kongresse und Tagungen bis zu einer Größenordnung von 200 Leuten, dafür gibts's weit und breit keine Räumlichkeiten, es sei denn in städtischer Hand. Und wenn wir auch nicht hoffen, daß dies so schnell Wirklichkeit wird: wir müssen damit rechnen, daß in absehbarer Zeit solche städtischen Räumlichkeiten für unsere Inhalte nicht mehr zur Verfügung gestellt werden, daß das alles nicht mehr so locker vom Hocker geht, daß da schon die Abhöranlagen installiert sind, bevor noch überhaupt nachgefragt worden ist, daß die Preise schwindelnde Höhen erreichen usw. usw. Es gab eine Phase — und die ist noch nicht so lange her —, da haben normale, bürgerliche Druckereien linke Flugblätter und Zeitungen nicht mehr gedruckt. Daraufhin sind die linken Druckereien entstanden, und schwuppdwupp: jetzt unterbieten sich die Bürger gegenseitig, um wieder an linke Druckaufträge ranzukommen.

Mindestens diese Rolle steckt drin, wenn wir die Krebismühle für solche Großveranstaltungen offen halten.

NEUE PROJEKTE: Lehrlingsausbildung, Umwelt-Labor

Wie zum Haus der Gewerkschaftsjugend, so hat sich zu einer anderen Organisation in den letzten beiden Jahren ein sehr enger Kontakt entwickelt. Das ist der Bund Deutscher Pfadfinder (BDP) in Hessen. Der BDP hat sich schon weit über 10 Jahre lang der Selbstverwaltung verschrieben, in der Jugendzentrumsbewegung z.B. und bei den freien Kindertagesstätten. Die innere Struktur ist ausgesprochen sympathisch: dezentral und hierarchiefeindlich. So ist es kein Wunder, daß wir an vielen Punkten Gemeinsamkeiten entdecken und gemeinsam Projekte entwickeln und durchführen.

Eins dieser Projekte ist das Lehrlingsausbildungsprojekt, mit dem wir im Herbst dieses Jahres in der Krebismühle beginnen werden. Bescheidene Geldmittel zur Finanzierung der Anfänge sind vorhanden, ein toller Meister ebenfalls und auch schon der Kern der Lehrlinge. Derzeit stehen wir in Verhandlung mit staatlichen und Landes-Stellen um die Absicherung der Finanzierung dieses Vorhabens. Mittel, die normale Ausbildungsinstitutionen schon seit Jahren bekommen, werden wir in unserer erheblich schwierigeren Situation mit Fug und Recht in Anspruch nehmen. Zumal wir davon überzeugt sind, daß die Lehrlingsausbildung im selbstverwalteten Betrieb, besser: im selbstverwalteten Lehrbetrieb, der sich das Ziel setzt, zum Ende der Ausbildung ein eigenständiger Produktionsbetrieb zu sein, wesentlich umfassender und damit besser ist als in normalen Betrieben oder auch außerbetrieblichen Lehrwerkstätten.

Die Förderung öffentlicher Stellen aber ist mit Bedingungen verknüpft. Das sind zum Teil bauliche Bestimmungen über das

Aussehen der Werkstatt, die sanitäre Installation und Arbeitsschutzmaßnahmen. Da könnte man im Einzelfall sicher drüber streiten, aber das wäre für uns kein zwingender Grund, auf Förderung zu verzichten oder gar auf das ganze Ausbildungsprojekt. Anders sieht's inhaltlich aus: da verlangt die öffentliche Förderung die strenge Handhabung des Berufsbildungsgesetzes: Eintragung in die Handwerksrolle, festgelegter Ausbildungsgang, Abnahme der Prüfung vor der Handwerkskammer. Nun könnten wir die Lehrlinge ja in die Handwerksrolle eintragen lassen und wären sicher, daß diejenigen, die das dann noch wollen, mit Sicherheit auch die Prüfung im angemeldeten Handwerk (bei uns wirds der Maschinenschlosser sein) hinkriegen, und zwar mit besten Noten. In den inneren Gang der Ausbildung aber wollen wir uns nicht hineinreden lassen. Uns kommts nämlich nicht darauf an, den spezialisierten Facharbeiter heranzuziehen, dessen Berufsbild, wenn er fertiggelernt hat, möglicherweise beim derzeitigen Tempo der technischen Entwicklung schon gar nicht mehr gibt. Uns kommts drauf an, universelle handwerkliche Fähigkeiten zu vermitteln, so weit, daß der gewesene Lehrling sich zutraut, alle auf ihn zukommenden Aufgaben zu bewältigen. Wie es in der Schule gelten sollte: es kommt nicht darauf an, alles zu wissen, es kommt darauf an zu wissen, wo man sich informieren kann. Wir würden am liebsten in unserer Ausbildung ein völlig neues Berufsbild in dieser Richtung entwickeln, und hätten dann ein ruhiges Gewissen bei der Vorstellung, wie sich wohl unsere Lehrlinge in der Arbeitsmarktsituation der 90er Jahre behaupten.

Wir hoffen, daß es uns gelingt, öffentliche Mittel für ein solches Modellprojekt zu kriegen. Sollte dies nicht der Fall sein, werden wir die Ausbildung aus eigener Kraft, mit Hilfe von Freunden, finanzieren.

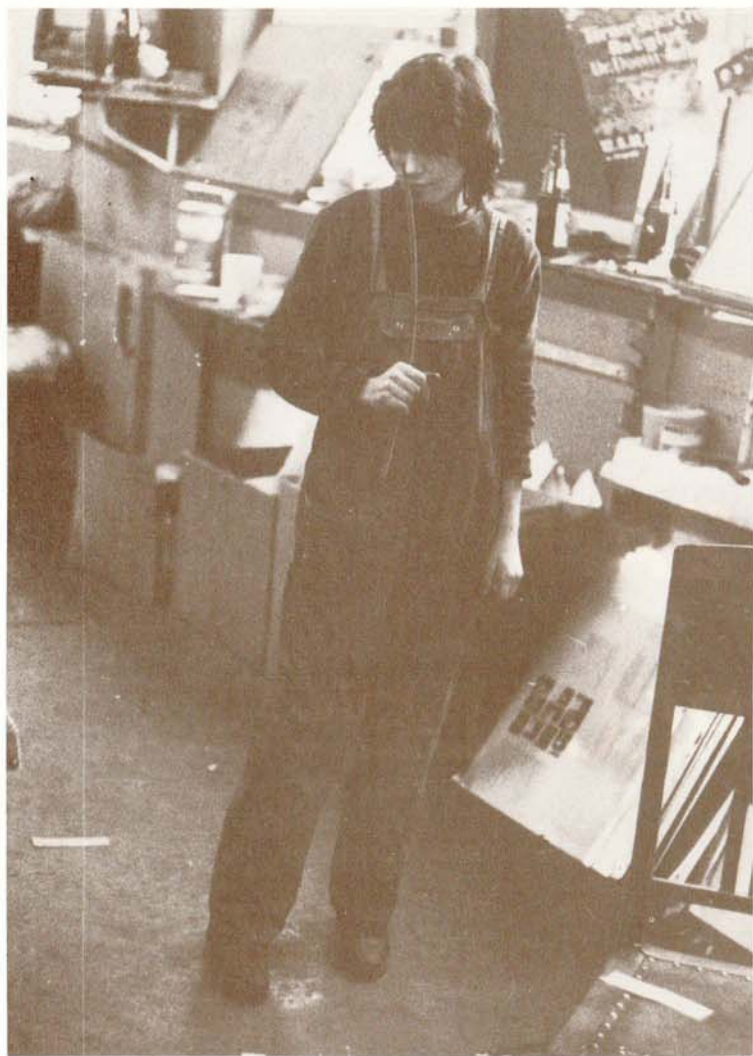
Die Idee zum **Umwelt-Labor** wurde in der Situation geboren, als Wahlkampf mit unserer Abwasser-Situation gemacht wurde. Was war da geschehen? Die Stadt erläßt eine neue Abwasser-Satzung, in der die Bestimmungen über die Grenzwerte der eingeleiteten Schadstoffe (vor allem Schwermetalle) neu festgesetzt werden. Am neu gebauten Kanal außerhalb unseres Grundstücks, d.h. mit einer ganzen Menge von Einleitern, wird eine Probe entnommen und vom Umlandverband analysiert. Auf dem Prüfbericht lautet der Titel plötzlich „Abwasserprobe Krebsmühle“ und der Ort der Entnahme bleibt unerwähnt. Im Prüfbericht werden erhebliche Anteile von Blei und Zink festgestellt. Der Prüfbericht wird der Presse zugespielt. Und dann geht der Wahlkampf ab: wir werden in die Pfanne gehauen, die Grünen werden in die Pfanne gehauen, die Stadt wird in die Pfanne gehauen (Motto: wie konntet ihr das zulassen? wieso gibts da unten eigentlich die ASH?), alles auf der Grundlage von „Fakten“, die noch nicht mal als Indizien ausreichen. Und so geschickt eingefädelt, daß niemand greifbar ist, den man vor Gericht zur Rechenschaft ziehen könnte. Im Widerspruchsverfahren gegen die folgenden Bescheide der Stadt wird uns zwar recht gegeben, aber was nützt das noch: der Termin war im Februar diesen Jahres, die Geschichte liegt jetzt ein halbes Jahr zurück. Und die Presse argumentiert, sie habe den offiziellen Prüfbericht erhalten und konnte nicht wissen, daß da Irrtümer vorliegen – und auf ebendiese Irrtümer berufen sich wieder Umlandverband und Stadt Oberursel.

Damals haben wir uns insgeheim geschworen, denen das auf einer anderen Ebene zurückzugeben. Und die Möglichkeit dazu hat sich noch in der Situation selbst entwickelt. Vom Prüfbericht aufgeschreckt und verunsichert — schließlich hatten wir noch nie unser Abwasser durchgemessen, waren einfach nicht auf den Gedanken gekommen — wollten wir's jetzt selber wissen und suchten Chemiker, die für uns diese Analysen durchführen könnten. Das ist normalerweise ausgesprochen teuer, kaum finanzierbar, und dann weiß man auch nicht, was normale Labore mit den Informationen anfangen, die sie da über uns kriegen. Jemand hat uns mit Chemikern in Heidelberg zusammengebracht, die die Messungen durchgeführt und uns damit ausgesprochen beruhigt haben. Umso größer unsere Wut über diese ganze Bagage, die uns so hatte in Verruf bringen wollen. Wir haben spontan die Idee geboren, hier in der Krebsmühle ein Umwelt-Labor einzurichten, das in der Lage ist, ganz normale professionelle Aufträge durchzuführen und darüber für Umweltinitiativen die Möglichkeit zu schaffen, kostengünstig (Selbstkostenpreis) und auf der Ebene von Vertraulichkeit Analysen durchführen zu lassen. Die Heidelberger Gruppe von Chemikern ist da voll drauf eingegangen. Die haben das Projekt weiterverfolgt, schon die ersten Maschinen und Gerätschaften beschafft, einen Kostenplan erstellt und mit der Öffentlichkeitsarbeit angefangen. Benötigte Finanzen sind recht gering (das bewegt sich zwischen 20.000 und 30.000 Mark), zur Zeit wird versucht die Grünen und deren Öko-Topf für das Projekt zu interessieren.

Ja, und also gibts ab Sommer in der Krebsmühle ein Umwelt-Labor (unter anderem auch eine Möglichkeit, Lehrlingsausbildung durchzuführen, weil „unsere“ Chemiker die Ausbildungsberechtigung haben).



**„UNSERE STÄRKE
IST DIE ZAHL
UNSERER FREUNDE“**



Wir haben so ausführlich wie möglich versucht, Euch klarzumachen, was uns hier in der Krebsmühle bewegt, was in unseren Köpfen umgeht, was wir wollen und schon gemacht haben. Diese Broschüre geht erstmal nur an unsere Freunde. Ihr kennt uns — Euch brauchen wir nicht klarzumachen, daß wir keine Kleinkapitalisten und Geldscheffler sind. Aber nicht alle von Euch kennen uns gut genug um zu wissen, wie das genau aussieht mit unseren Interessen an den Betrieb und das schönere Leben und unseren Interessen auf der öffentlichen, der politischen Ebene. Wieviel wir uns in den letzten Jahren diese Interessen haben kosten lassen, haben wir im Zusammenhang mit dieser Broschüre zum erstenmal ausgerechnet — das wußten noch nicht mal wir selbst. Und das war ja nicht nur das Geld — dazu kommt ja noch ein Zeitaufwand für Teilnahme an Diskussionsveranstaltungen, Seminaren, Gruppentreffen usw. usw.

Wir schreiben das nicht, um Euch was vorzujammern. Das hat uns nämlich überhaupt nicht kaputt gemacht, sondern hat uns im Gegenteil belebt, hat was gebracht. Wir schreiben Euch das, weil wir Eure Hilfe brauchen. Und weil Ihr kapieren sollt, daß diese Hilfe nicht für uns notwendig ist, für die Gruppe, oder um im Betrieb Löcher zu stopfen. Dafür sind wir viel zu stolz auf diesen Betrieb, der längst viel mehr erwirtschaftet als zur reinen Existenzhaltung notwendig, der längst sein gerüttelt Maß dazu beiträgt, die politische Arbeit aufrechtzuerhalten und voranzutreiben.

Wir schreiben Euch, weil wir genauso und möglichst in noch stärkerem Umfang unsere Planungen vorantreiben wollen.

Und weil unsere herzallerliebsten Vertragspartner in Sachen Hauskauf, die Firma Geschi-Brot in Berlin, munter dabei ist, uns da einen gewaltigen Knüppel zwischen die Beine zu werfen.

Ihr erinnert Euch an die Situation bei den beiden Hochwasser-„Natur“-Katastrophen? Damals hatte uns die Geschi-Brot zuvorkommenderweise drei Monatsmieten gestundet, außerdem mußten wir, um klarzukommen, mit zwei weiteren Monatsmieten rückständig werden. Alles in allem die recht stolze Summe von 100.000 Mark, auf die wir ab dato Zinsen zu zahlen hatten. Trotz dieser Zinsen: wir hatten uns ausgerechnet, daß wir in zwei Jahren mit dem weiteren Ausbau soweit fertig werden könnten, daß wir ab dann diese Schulden ohne größere Anstrengungen los werden könnten.

Unglücklicherweise wurde in der Zwischenzeit der Kanal gebaut und wir sind dran angeschlossen worden. Das hat uns Baukosten von 20.000 Mark verursacht und dann war erstmal Ruhe, und dann kam der Hammer Mitte des letzten Jahres: jetzt wollte die Stadt von uns rund 60.000 Mark an Kanalanschlußgebühren. Da gibts Gebührensatzungen und das richtet sich nach laufender Meterzahl von Kanal und Grundstück und da ist nicht gegen anzugehen. Allerdings hatte man ganz zu Anfang bei der Stadt davon gesprochen, diese Gebühren könnten gestundet werden — und davon war jetzt nicht mehr die Rede.



Geschi-Brot ist im Grundbuch noch an erster Stelle (ändert sich nach 10 Jahren Abzahlung) und bekam die Rechnung. Die haben auch bezahlt und damit jetzt ein Druckmittel gegen uns in der Hand, ungefähr so: wir lassen uns nur dann mit euch auf eine Abzahlungsregelung für diese 60.000 Mark ein, wenn in dieser Regelung auch die Abzahlung der Restschulden enthalten ist. Scheinbar brauchen sie dringend Geld. Und fordern von uns die Abtragung der Gesamtsumme in monatlichen Raten von 15.000 Mark. Und das nach einem Brief von uns, wo wir maximal 5.000 Mark im Monat vorgeschlagen hatten, ansonsten und eigentlich aber um eine weitere Frist von 2 Jahren gebeten hatten sowie nach Möglichkeit um eine Veränderung des Mietkaufvertrages auf längere Laufzeit und damit monatlich geringeren Kosten.

Das ist jetzt unsere Situation. Wir können die monatlich zu zahlende Summe in weiteren Verhandlungen möglicherweise noch auf 10.000 Mark drücken, aber auch das ist von uns aus dem Betrieb heraus nur mit Ach und Krach zu schaffen, weil sich verschiedene Ausbaumaßnahmen einfach nicht mehr verzögern lassen. Das Schlimmste aber ist: wir müßten die Verwirklichung sämtlicher Planungen sofort stoppen. Wir könnten ein oder zwei Jahre lang sämtliche Neu- und Weiterentwicklungen und einen großen Teil unserer politischen Aktivitäten ersatzlos streichen. Das trifft uns — wie wir finden — unverdient hart. Und uns bleibt auch nicht der gewohnte Ausweg: Ärmel hoch und ein Stück stärker ran. Wir können nicht von heute auf morgen den Betrieb so steigern, daß er 15.000 Mark zusätzlich im Monat erwirtschaftet. Das erwarten wir zwar für den zweiten Teil des Jahres, aber bis dahin sind uns total die Hände gebunden und vor allem: um für den zweiten Teil des Jahres diese Steigerung zu erreichen, müssen wir jetzt schon entsprechend investieren.

Wir wenden uns in dieser Situation zunächst an unsere Freunde in der Erwartung, daß Ihr uns helft. Wenn jeder von Euch sein Teil tut, indem er selbst einen Kredit geben kann oder aber Leute kennt und anspricht, die dies können, dann sind auch 180.000 Mark nicht die Welt. Es geht für uns um zwei Jahre Aufschub und wir würden am liebsten nach diesen beiden Jahren das geliehene Geld drei Jahre lang abbezahlen. Das ergibt dann zwischen 6.000 und 7.000 Mark im Monat, eine durchaus vertretbare Mehrbelastung, die vermutlich bis dahin schon das Cafe selbst wird tragen können, d.h. die wir dann nicht mehr aus Betriebsmitteln nehmen müssen.

Wir wollten Euch aber nicht einfach so anbetteln — Ihr sollt möglichst genau wissen, was hier los ist, für welchen Zweck wir diese Hilfe brauchen. Die Darstellung ist jetzt vielleicht etwas umfänglich geworden — das liegt daran, daß wir kein Konzept erarbeitet haben, sondern in den letzten drei Tagen einfach so drauf los geschrieben. Entsprechend viele Schwächen werden drinstecken. Wir sind jedenfalls froh, daß uns der Druck der Ereignisse gezwungen hat, endlich mal einen ausführlichen Bericht über unsere Arbeit und den gegenwärtigen Stand der Dinge zu verfassen.

Krebsmühle, im Februar 1983



Arbeiterselbsthilfe Krebsmühle
8 Jahre Betriebe in Selbstverwaltung
Herausgeber: ASH
Satz: P.W. Textverarbeitung
Fotos: ASH
Druck: ASH-Druck
V.i.S.d.P.: ASH, 6370 Oberursel 5
Krebsmühle

